

FRANZ NIKOLASCH

(Hrsg.)

**SYMPOSIUM
ZUR
GESCHICHTE VON MILLSTATT
UND KÄRNTEN**

2009

Wappen und Siegel der Kärntner Klöster <i>Wilhelm Deuer</i>	1
Domitian von Millstatt – Geschichte und Legenden <i>Franz Nikolasch</i>	22
150 Mönche im Kloster? Überlegungen zum Personalstand des Klosters Millstatt unter Abt Otto I. <i>Johann Tomaschek</i>	42
Die Jesuiten und der Grazer Kalvarienberg in seiner Beziehung zu Millstatt <i>Martina Egger</i>	55
Die Forschungsexpedition zum Nimrud Dagh im Jahre 1883 in Selbstzeug- nissen Felix von Luschan – Beginn der deutschen archäologischen Feld- forschung im Orient <i>Ralf-Bernhardt Wartke</i>	64
Das Hausbuch der Tante Emma – Das Millstätter Gästebuch des Felix von Luschan <i>Angelika Tunis</i>	89

Wappen und Siegel der Kärntner Klöster

Wilhelm Deuer

Wappen und Siegel werden heute gerne als ergänzendes Wortpaar benutzt, haben aber unterschiedliche Wurzeln und dienten ursprünglich völlig konträren Zwecken¹: **Wappen** im strengen Sinne sind seit dem 12. Jahrhundert von Frankreich ausgehend als ritterliche Feldzeichen zur Unterscheidung von Freund und Feind sowohl im Turnier als auch im Kampf entwickelt und verbreitet worden. Mit etwas Verspätung hat auch die Ritterschaft des Heiligen Römischen Reiches und damit auch der Ostalpenraum diese neue Mode übernommen. Zur Erfüllung des ursprünglichen Zweckes - der schnellen und unverwechselbaren Identifizierung des Ritters – waren einerseits die Tinkturen (zunächst die einfachen ungemischten Farben schwarz, rot, blau und grün sowie die Metalle Gold und Silber) sehr wichtig, ebenso die anfängliche Beschränkung auf einfache figürliche oder geometrische Motive (Heroldstücke). Ein eigenes angesehenes Amt, der Herold, hatte die Übersicht über die verliehenen ritterlichen Wappen zu bewahren und sollte nicht nur im Turnier, sondern sogar im Kampfe die Rolle eines Schiedsrichters einnehmen. In Ländern mit staatlich anerkannter Aristokratie (Monarchien wie England, Belgien etc.) besteht das Heroldsamt bis heute.

Zunächst war der Ritterschild der Träger des aufgemalten, zuweilen auch aus Metall und anderen Materialien (Leder) applizierten Wappens. Zweckmäßigerweise wurde dieser Wappenschild bald auch auf die Pferdedecke und auf die Fahne (Banner) des Ritters gemalt oder gewoben, wie uns bereits Kärntner Herzogssiegel des 12. Jahrhunderts zeigen. Und im Laufe des Spätmittelalters erweiterte sich überhaupt der Wappenbegriff: Der Helm, die Helmdecken (Stoffbänder in den Farben des Schildes, die bei hohen Temperaturen eine übermäßige Erhitzung der Rüstung mildern sollten), eine Helmkrone und eine dieser bzw. dem Helm aufgesetzte Helmzier (welche meist das dominante Schildmotiv aufsteigend wiederholte und im Turnier die optische Wirkung des gerüsteten Ritters noch vergrößern sollte) bildete von da an das Vollwappen, welches in Wappenmatrikeln (Wappenrollen), auf Grabmälern und Totenschilden und später auch auf Motivbildern dargestellt wurde. Ein solches Vollwappen hat sich über die feudal-monarchische Zeit hinaus sehr schön gerade im offiziellen Kärntner Landeswappen erhalten, das 1930 gesetzlich verankert und 1985 neugestaltet wurde. Dass es etwa auf den Autokennzeichen nur verstümmelt, das heißt auf den Schild reduziert, angebracht ist, zeigt ein mangelndes Symbolbewusstsein.

Die ursprünglich strengen – vom Zwang der schnellen Identifizierung bestimmten – Wappenregeln nach den Prinzipien von Einfachheit und Stilisierung (Beschränkung auf das absolut Notwendige ohne naturalistische Tendenzen) haben sich bereits seit dem Spätmittelalter allmählich in ihr Gegenteil verkehrt, das heißt je komplizierter und vierteiliger, umso angesehener war der Träger. Ein gutes Beispiel dafür waren die Khevenhüller, die im 16. Jahrhundert die Wappen verschwägerter Familien ihrem eigenen Familienwappen anfügten. Diese Entwicklung ging Hand in Hand mit dem Verfall der ritterlichen Kultur, da im Zuge neuer militärischer Organisationsformen (Söldnerheere) die Identifizierung anhand des Schildes nicht mehr nötig war. War es zur Blütezeit der ritterlichen Kultur die Schwertleite, mit welcher der junge Knappe zum Ritter geschlagen wurde und bei welcher Gelegenheit er seinen Wappenschild erhielt, so setzte sich seit der frühen Neuzeit der Briefadel, also die Verleihung des Adelswappens mittels einer Urkunde, durch.

¹ Zu den Kärntner Wappen und Siegeln siehe grundsätzlich Wilhelm Deuer, Die Kärntner Gemeindegewappen. Vom Siegel privilegierter Bürgergemeinden zum demokratischen Gemeinschaftssymbol, Klagenfurt 2006.

Im Gegensatz zu den Wappen haben die **Siegel**² eine völlig andere Wurzel. Sie reichen als Beglaubigungsmittel für Rechtsgeschäfte mit hoher Symbolkraft weit in die Antike zurück. Ihre Gestaltung spiegelt sowohl die gesellschaftliche Struktur als auch die Schriftlichkeit jeder Epoche wider. Bereits in den frühen Reichen wurden sie von Königen und hohen geistlichen und weltlichen Amtsträgern verwendet. Diese Tradition wurde im Mittelalter weitergeführt – vom Papst, dem Kaiser, Königen, Fürsten, Kardinälen und Bischöfen. Bis zum heutigen Tage werden wichtige Rechtsgeschäfte mehr oder weniger förmlich besiegelt, wobei das Siegel selbst das wohl wichtigste Requisite einer solchen Zeremonie darstellt. Sein Material (Metall, Lack, Wachs usw.), seine Form, das Bildmotiv und die Umschrift sind formelhaft wie die Urkunde selbst und untrennbarer Bestandteil derselben.

Die Städte als neue Rechtsformen privilegierter Bürgergemeinschaften sind insbesondere im mitteleuropäischen Raum – mit älteren Vorstufen – im 13. und 14. Jahrhundert zu einer Erfolgsgeschichte geworden. Und nach dem Vorbild der hohen Geistlichkeit, der weltlichen Fürsten und des Adels führten auch die Städte bald Siegel, einerseits wegen der größeren Glaubwürdigkeit der ausgestellten Urkunden, als Symbol der Zusammengehörigkeit ihrer Bürger, aber auch als Einnahmequelle, denn ein solches Stadtsiegel konnte von Privatpersonen zur besseren Absicherung eines Rechtsgeschäftes gegen entsprechende Gebühren erbeten werden.

Es waren zunächst die weltlichen Territorialherren (Landesfürsten), deren Reitersiegel zwangsläufig schon seit dem 12. Jahrhundert auch Schilde mit Wappen enthielten. Als gängige Beispiele seien dafür einige der heutigen österreichischen Länderwappen genannt, wobei sich der steirische Panther von seinem Kärntner Gegenstück, dem Panther der Spanheimer, lediglich in den Tinkturen (Farben) unterschied, bis die Söhne Herzog Bernhards, Ulrich und Philipp, als Gefolgsleute König Ottokars II. von Böhmen in den vierziger Jahren des 13. Jahrhunderts eigene Wappen annahmen, von denen dasjenige Ulrichs schrittweise im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts zum unwidersprochenen Wappen des Herzogtums und Landes Kärnten wurde³. Im Laufe des Spätmittelalters übernahm die ritterliche Gefolgschaft allmählich vom Lehensherrn die Gewohnheit der Siegelführung und übertrug die Motive ihrer Feldzeichen in ihre Siegel – zuerst nur den Schild, bald auch das Vollwappen mit Helm, Helmzier und schließlich auch die Helmdecken. In Kärnten war seit dem frühen 12. Jahrhundert parallel zur Entwicklung eigener Kanzleien der Gebrauch des Siegels durch den Herzog und die Bischöfe üblich, und wir können bis zum 15. Jahrhundert schrittweise die Übernahme dieser Gewohnheit durch ihre Gefolgsleute, die Herren und Ritter einerseits, und durch die Äbte, Pröpste und die hohe Geistlichkeit andererseits bis hin zu den Bürgern der Städte und Märkte verfolgen. Waren es zunächst symbolische Darstellungen der jeweiligen Amtsinhaber oder bei geistlichen Institutionen Heiligengestalten, so siegelte spätestens seit dem 15. Jh. die geistliche und weltliche Führung des Landes, also auch die Prälaten, ausschließlich oder zumindest teilweise mit Wappenmotiven. Damit hatten Siegel und Wappen motivisch und funktionell wechselseitig zusammengefounden, und dabei ist es bis zum heutigen Tage geblieben. Zusammenfassend gesprochen, setzten sich also einerseits die ritterlichen Wappenmotive allmählich auf den Siegeln der Geistlichkeit und der Kommunen durch, während umgekehrt sowohl die Ritter als auch die Städte, bald auch die Märkte und schließlich deren Bürger individuell den Gebrauch des Siegels von den weltlichen Fürsten bzw. den Prälaten übernommen haben.

Die **klösterlichen Siegel** wurzeln in der Siegelführung der Bischöfe und haben hierzulande ihre Anfänge im 12. Jahrhundert. Dabei wurden sowohl lokale Komponenten (der Grad der Feudalisierung des jeweiligen Klosters, das heißt seine Einbindung in die

² Andrea Stieldorf, Siegelkunde, in: Hahnsche Historischen Hilfswissenschaften. 1, Hannover 2004; Paul Kletler, Die Kunst im österreichischen Siegel, Wien 1927.

³ Friedrich W. Leitner, Zur Geschichte des Kärntner Landeswappens, in: Rudolfinum. Jahrbuch des Landesmuseums für Kärnten 2000, Klagenfurt 2001, 159-173.

örtlichen gesellschaftlichen und sozialen Hierarchien) als auch ordensgeschichtliche Faktoren wirksam, die bei jedem Kloster einen individuellen Spielraum ermöglichten, welcher jedoch aus dem kulturgeschichtlichen Kontext meist erklärbar und verständlich wird. Die folgenden Ausführungen möchten einen kurzen Überblick mit ausgewählten Beispielen innerhalb des Herzogtums Kärnten unter allerdings zersplitterten Herrschaftsverhältnissen und einer durchaus abwechslungsreichen Ordenslandschaft bringen! Die klösterliche Heraldik – also die von den Siegeln losgelöste Wappenmotivik – steht überdies in einem engen Wechselverhältnis zur lokalen Stifterikonographie, über welche der Verfasser dieses Beitrages bereits vor einigen Jahren am Millstätter Symposium in zwei Teilen referiert hat⁴. Damals war zu zeigen, dass die Stifterikonographie auch in den Klostersiegeln Niederschlag gefunden hat, nun, dass die Klostersiegel auch auf die Form der Stifterdarstellungen einen gewissen Einfluss ausgeübt haben.

Vom Benediktinerkloster zur Jesuitenresidenz - Millstatt

Ein chronologischer Überblick muß mit dem ältesten Mönchsorden, den Benediktinern, beginnen, und hier mit **Millstatt** als „genius loci“ des Symposiums, obwohl es nicht das älteste Kloster des Landes war⁵. Das Alter der Klöster war allerdings spätestens seit dem Spätmittelalter für ihr Ansehen und ihre Hierarchie etwa im Zeremoniell der Landstände bedeutsam, weniger für die Sphragistik, da Klostersiegel erst seit dem 12. Jahrhundert üblich wurden bzw. ausreichend dokumentiert sind. Grundsätzlich setzte sich in den verschiedenen Konventen sowohl bei den Mönchsorden (Benediktiner, Zisterzienser) als auch bei den Priester- bzw. Kanonikerorden (Augustiner-Chorherren und Prämonstratenser) die Gewohnheit der doppelten Besiegelung wichtiger Rechtsgeschäfte durch den Abt oder Propst, bei den Bettelorden den Prior oder Guardian, und deren Konvent durch. Beide, bei größeren Klöstern sogar einzelne Klosterämter, verkörperten dementsprechend eigene Rechtspersönlichkeiten. Abt oder Propst stiegen im Zuge der Ausbildung der Landstände zu Prälaten auf, die gegenüber ihrem Konvent oft sehr eigenständig agierten.

Bei einem Mönchsorden erwartet man in Zeiten einer engagierten Reformbewegung wie jener der Hirsauer Reform im 12. Jahrhundert im Abtsiegel einen entsprechenden Niederschlag. Tatsächlich zeigt das erste erhaltene Millstätter Abtsiegel von 1191 den Abt Ulrich leider recht undeutlich vermutlich auf einem Faldistorium sitzend im Mönchshabit. Durch den Stab in seiner Rechten und das Buch mit der Benediktusregel in seiner Linken ist er eindeutig als Abt ausgewiesen. Ab 1245 war der Millstätter Abt infuliert, durfte also die Würdezeichen eines Bischofs, insbesondere die Inful (Bischofsmütze) tragen, was sich bald und dann konsequenterweise bis zur Aufhebung auch auf die Siegeldarstellung des Abtes ausgewirkt hat.

Rudolf Welzer, als Abt der vierte dieses Namens (1274-80), entstammte einer später landespolitisch in der Steiermark und in Kärnten bedeutsamen Adelsfamilie. Im Siegel ist er als Ganzfigur in bischöflicher Kleidung auf einem Thronsessel sitzend dargestellt. Ließ sich Abt Ulrich noch im Rundsiegel darstellen, welches in der Tradition der bischöflichen Sphragistik steht und sicherlich die sitzende Darstellungsform begünstigt hat (eine formal befriedigende Alternative wäre die Halbfigur gewesen), so setzte sich im 13. Jahrhundert die Form des Spitzsiegels als Grundtyp der Darstellung geistlicher Würdenträger bis in die frühe Neuzeit hinein durch. Abt Christoph I. (1418-1445) ließ sich auf seinem Siegel,

⁴ Wilhelm Deuer, Stiftertraditionen und -grablegen in Klöstern – eine ikonographisch-künstlerische Spurensuche, 1. Teil in: Franz Nikolasch (Hg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2002, 86-111; 2. Teil ebda. 2003, 19-52.

⁵ S. dazu Erika Weinzierl-Fischer, Geschichte des Benediktinerklosters Millstatt in Kärnten (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 33), Klagenfurt 1951, 50 und Abb. 12, 13 und 19; Wilhelm Deuer, Millstatt. Männerkloster, in: Germania Benedictina Bd. III-2, St. Ottilien 2001, 819-821.

mit 7 cm Höhe das bislang größte lokale eines Abtes, zusätzlich in einer gotischen Fialenarchitektur darstellen, die seinen Thron einfasst. Gerade dieses Beispiel dokumentiert deutlich, dass auch der jeweilige Zeitstil, hier die zur Üppigkeit neigende Spätgotik, zusätzlich zu lokalen und ordensgeschichtlichen Faktoren die Form, den Typ und den Inhalt eines Abtsiegels stark beeinflussen konnte.

Einen auffallenden Kontrast dazu bildete allerdings das Millstätter **Konventsiegel**, in welchem sich die Gemeinschaft der Mönche artikulierte⁶. Dafür bot sich der Kirchenpatron an – hier Christus Salvator mit der Gemeinschaft aller Heiligen, was formal originell durch die zentrale Gestalt des Gottessohnes gelöst wird, der symbolhaft von acht nimbierten Köpfen umgeben wird, die, um jeden Zweifel zu zerstreuen, in der Umschrift als „OMNES S(AN)C(T)I“ bezeichnet werden. Die Darstellung des oder der Kirchenpatrone bürgerte sich als Normalfall des Konventsiegels ein, wie in der Folge an zahlreichen Beispielen noch zu belegen sein wird.



Abb. 1: Konventsiegel des Benediktinerklosters Millstatt, 13. Jh. (aus: Weinzierl-Fischer, Millstatt 1951)

Obwohl die Benediktinerabtei Millstatt schon unter Kaiser Friedrich III. im Jahre 1469 aufgehoben wurde, existiert noch ein wenige Jahre älterer Beleg für ein förmliches Stiftswappen, das sich unter den Rechtsnachfolgern der Benediktiner, den Rittern des St. Georgs-Ritterordens, auch tatsächlich durchsetzte: Unter dem Türsturz des romanischen Westportals entdecken wir in der Türfüllung als Holzrelief einen Schild mit drei parallelen Säulen, die ehemals vermutlich bemalte Köpfe trugen, von denen allerdings nichts mehr zu erkennen ist. Die später im Wappen gebräuchlichen Tierköpfe (im Regelfall, wie im heutigen Gemeindewappen festgelegt, ein Ziegen-, ein Löwen- und ein Eselskopf) sind zweifellos eine Anspielung auf die hier als bekannt vorausgesetzte Domitianlegende und damit auf die traditionelle Etymologie des Orts- und Klostersnamens aus „mille statue“ (tausend Statuen), die der bekehrte Karantanerfürst Domitian zerstören ließ⁷. Dass im Stiftswappen das Kloster als geistliche Einrichtung zugunsten der Gründungslegende in den Hintergrund tritt, ist für das 15. Jahrhundert zeittypisch und wird uns in den nachfolgenden Beispielen noch mehrmals begegnen.

Unter den beiden ersten Hochmeistern des St. Georgs-Ritterordens, denen Friedrich III. das ehemalige Kloster als Residenz zugewiesen hatte, erlangte das Wappen tatsächlich offiziellen Charakter. Wir sehen es sowohl an den Siegeln und Epitaphien von Johann Siebenhirter (1469-1508) und Johann Geumann (1508-1533)⁸, die sich beide mit ihrem Familien- als auch Stiftswappen darstellen ließen, als auch an den Gewölben der

⁶ Wilhelm Deuer, Konventsiegel des Benediktinerklosters Millstatt 13. Jh., in: Siegel aus Kärnten, Wien (Archiv-Verlag) 1998-2002.

⁷ Franz Nikolasch, Die Entwicklung der Legende des Domitian von Millstatt, in: Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten, hg. von Franz Nikolasch (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 78), Klagenfurt 1997, 151-181.

⁸ Wilhelm Wadl, Johann Geumann. Hochmeister des Georgsritterordens in Millstatt 1516, in: Siegel aus Kärnten, Wien (Archiv-Verlag) 1998-2002.

Stiftskirche und am Friedhofportal, während der Ritterorden ikono-graphisch durch die Fahne des Ordenspatrons Georg parallel dazu Niederschlag gefunden hat.

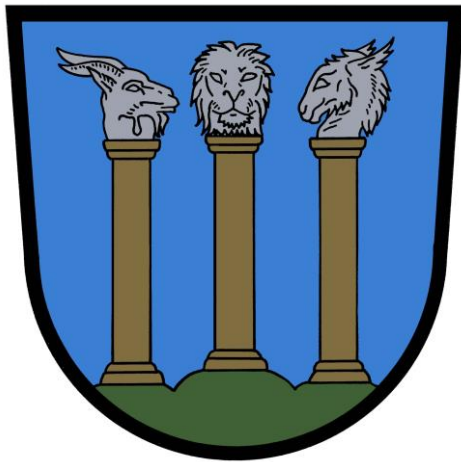


Abb. 2: Das 1970 verliehene Wappen der Marktgemeinde Millstatt (aus: Deuer, Kärntner Gemeindewappen 2006)

Seit sich die Landstände im 16. Jahrhundert zu einer bedeutenden politischen Macht im Lande und als Gegenspieler des Landesfürsten formiert hatten, war auch der Hochmeister des St. Georgs-Ritterordens Landstand in der Kurie der Prälaten. Seine Darstellung im Großen Wappensaal des Klagenfurter Landhauses und in den Wappenmatriken der Landstände (Wappenbücher A, B und C im Kärntner Landesarchiv) war jedoch anachronistisch, denn der politisch bedeutungslose Orden war zum Zeitpunkt der Anbringung der Wappen im 18. Jahrhundert längst aufgehoben. Dass man dabei nicht das damals schon jahrhundertealte Stiftswappen mit den drei Säulen verwendete, sondern die Fahne des erloschenen Ordens, ist allerdings erklärbar: Die Grazer Jesuiten, welche 1598 die Rechtsnachfolge der Ordensritter in Millstatt antraten, bzw. ihr Patronatsherr, der Landesfürst, haben schon 1656 dem bescheidenen, rechtlich nicht voll entwickelten Klostermarkt Millstatt das bisherige Stiftswappen überlassen, weil sie es selbst für ihre Repräsentation nicht brauchten. Es ist somit das älteste Kärntner Beispiel der Übernahme eines Stiftswappens durch eine **Gemeinde**, wofür noch jüngere Beispiele weiter unten folgen werden. 1970 hat sich die Marktgemeinde Millstatt von der Kärntner Landesregierung durch eine Bescheinigungsurkunde das alte Stiftswappen, für welches sie bislang keine formelle urkundliche Berechtigung nachweisen konnte, bestätigen lassen, und erhielt bei dieser Gelegenheit auch eine Fahne verliehen, deren Farbkombination Blau-Gelb sich nach althergebrachten Regeln aus den Tinkturen des Wappens (blauer Schildgrund mit goldenen Säulen) ableitet⁹.

Das Benediktinerkloster Ossiach

Das Benediktinerkloster **Ossiach**¹⁰ wurde zwar fast ein halbes Jahrhundert vor Millstatt gegründet, doch stammt das erste erhaltene Abtsiegel ebenfalls erst aus dem ausgehenden 12. Jahrhundert und ist somit fast gleichzeitig wie das erste Millstätter entstanden. Das Rundsiegel des Abtes Albero (Ebo) von 1197 zeigt einen stehenden Mönch mit Abtstab und Regelbuch. Verglichen mit Millstatt fallen uns einige Gemeinsamkeiten, wie die Rundform sowie die den Abt kennzeichnenden Attribute, auf. Doch in Ossiach sitzt der Abt zunächst noch nicht auf einem Stuhl. Wie das Beispiel Viktring weiter unten zeigen wird, übernahmen die Äbte der Reformorden gerne die stehende Ganzfigur des Funktionsträgers ins Siegel, weil sie den Abt als Mönch besser

⁹ Deuer, Kärntner Gemeindewappen 2006 (wie Anm. 1), 194f.

¹⁰ Peter Tropper, Männerkloster Ossiach, in: Germania Benedictina Bd. III-3, St. Ottilien 2002, 72f.; Deuer, Kärntner Gemeindewappen 2006 (wie Anm. 1), 212f.

zum Ausdruck bringt als die thronende Gestalt, die den Amtsträger stärker in die Tradition der bischöflichen Siegel stellt. Dieser Logik wird die sphragistische Praxis um 1200 in Kärnten allerdings nicht völlig gerecht: Millstatt war ein Reformkloster unter Hirsauer Einfluss, doch zeigt sein ältestes erhaltenes Abtsiegel eine feudal-konservative Darstellung, während das erste Ossiacher Abtsiegel, obwohl das Kloster sonst kaum Kontakte zur Reformordensbewegung erkennen lässt, Anklänge an dieselbe zeigt! Doch schon wenige Jahre später wird auch in Ossiach der Abt wie in Millstatt am Thron sitzend dargestellt.



Abb. 3: Siegel des Ossiacher Abtes Ebo, verwendet 1197 (KLA Siegelsammlung 2461a)

Erst im Jahre 1401 werden den Ossiacher Äbten die Pontificalien verliehen, welche sie dann ähnlich wie in Millstatt seit 1433 auch nachweislich in einem Thronsigel führten. Im Baldachin, der in der Art eines spätgotischen Altargesprenges gestaltet ist, erkennen wir außerdem eine Halbfigur der Muttergottes. Zusätzlich zeigt das Abtsiegel seit Andreas I. unter der Darstellung desselben einen Schild mit schrägrechten Wellenbalken und drei Fischen, deren Schwimmrichtung zunächst noch variiert (Urkunden vom 10. Februar 1433 und 29. September 1436, beide im Kärntner Landesarchiv). Hier bildete wohl keine lokale Gründungssage wie in Millstatt oder Viktring die Grundlage für die Entstehung dieses **Stiftswappens**, sondern der See und sein gerade für die Essgewohnheiten der Mönche überaus wichtiger Fischreichtum sollten symbolisiert werden. Durch die klar erkennbare Fettflosse sind die Fische als Edelfische, durch die roten Punkte in den Farbabbildungen seit der frühen Neuzeit überdies als Forellen zu identifizieren. Der Vollständigkeit halber soll auch erwähnt werden, dass noch im 16. Jahrhundert das Siegel zuweilen spiegelverkehrt verwendet wurde und unter Abt Zacharias Gröblacher 1587 bei gleicher Grundform, nunmehr aber mit Renaissanceornamentik versehen, die größten Dimensionen erreichte¹¹.

¹¹ Wilhelm Wadl, Das Siegel des Ossiacher Abtes Wolfgang Gaispacher 1510 sowie Siegel des Abtes Zacharias Gröblacher 1587, beide in: Siegel aus Kärnten, Wien (Archiv-Verlag) 1998-2002.



Abb. 4 (links): Siegel des Abtes Gaispacher von Ossiach (1510-1523), datiert 1510 (Wachsabguss für: Siegel aus Kärnten Archiv-Verlag Wien, Vorlage im KLA)



Abb. 5 (rechts): Konventsiegel des Benediktinerklosters Ossiach, 13. Jh. (Wachsabguss für: Siegel aus Kärnten, Archiv-Verlag Wien, Vorlage im KLA)

Auch Ossiach besaß spätestens seit dem 12. Jahrhundert ein **Konventsiegel**, welches erstmals 1195 urkundlich erwähnt wurde und an einer Urkunde von 1236 erhalten geblieben ist¹². Gemäß der schon in Millstatt geübten Praxis einer Darstellung des Patroziniums der Stiftskirche zeigt das Ossiacher Konventsiegel die Muttergottes in einer sehr eleganten und künstlerisch hochwertigen spätromanischen Form (die Stiftskirche war der Himmelfahrt Mariä geweiht). Wie in Millstatt blieb das Konventsiegel über Jahrhunderte lang unverändert in Gebrauch, während sich jeder Abt sofort ein neues Siegel anfertigen ließ, an dem wir das sich wandelnde Repräsentationsbewußtsein vom Vater der Mönchsgemeinde zum ständischen Prälaten besser erkennen können.

Im Großen Wappensaal des Landhauses in Klagenfurt und in den Ständischen Matrikelbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts (Wappenbücher A, B und C im Kärntner Landesarchiv) finden wir das Stiftswappen mit dem Schrägrechtsbalken und den drei Fischen als Symbol des Abtes als Prälat und Landstand ebenso wie an zahlreichen Altären der Stiftskirche und inkorporierter Pfarrkirchen gleichsam als Signatur des Auftraggebers. Mit der Aufhebung des Stiftes unter Kaiser Josef II. 1787 erlosch das Wappen für 178 Jahre, bis es als obsolet und frei im Jahre 1965 von der **Gemeinde Ossiach** als Wappenmotiv erbeten und von der Kärntner Landesregierung auch verliehen wurde.

Das Benediktinerkloster St. Paul

Das 1091 gegründete **Benediktinerstift St. Paul**¹³ im unteren Lavanttal war einerseits als Hauskloster der Spanheimer konzipiert, welche rund dreißig Jahre später die erbliche Kärntner Herzogswürde an sich brachten. Andererseits war es seit seiner Gründung der Hirsauer Reformmordenskongregation verbunden, was nicht zuletzt in seiner großartigen

¹² Derselbe, Konventsiegel des Benediktinerstiftes Ossiach 14. Jahrhundert, ebda.

¹³ Ulrich Faust, Männerkloster St. Paul im Lavanttal, in: Germania Benedictina Bd. III-3, St. Ottilien 2002, 140-141; Franz Pagitz, Die Urkundenschreiber der St. Pauler Klosterschule bis zum Jahre 1335, in: Carinthia I 149 (1959), 77-132.

romanischen Stiftskirche zum Ausdruck kommt. Schon die ersten Äbtesiegel wie jenes von Ulrich I. von 1218 zeigen den Abt ähnlich wie in Millstatt von Anfang an auf einem Faldistorium thronend und noch barhäuptig, sowie mit dem Abtstab als Rang- und Würdezeichen versehen. Seit Abt Hermann (1278-83) führten die St. Pauler Äbte ein spitzovales Siegel und ließen sich auch mit der Mitra darstellen, wofür hier als Beispiel das Siegel von Abt Konrad III. (1359-91) genannt werden soll¹⁴.



Abb. 6: Siegel des St. Pauler Abtes Konrad III. 1359-1391 (Wachsabguss für: Siegel aus Kärnten, Archiv-Verlag Wien, Vorlage: KLA Siegelsammlung)

Ein Konventwappen ist für St. Paul zeitlich eng mit den bisherigen Beispielen korrespondierend seit 1239 nachgewiesen und zeigt, die bisherigen Beobachtungen in vollem Umfange bestätigend, Ganzfiguren der Kirchenpatrone Peter und Paul.

Bemerkenswert ist in St. Paul allerdings die Entwicklung des **Klosterwappens**, die hier ungewöhnlich früh nachweisbar schon im 14. Jahrhundert einsetzt und anhand der Ausschmückung des Stiftergrabes gut nachvollziehbar ist¹⁵. Offenbar ließ der bereits genannte Abt Konrad III. nach dem verheerenden Stiftsbrand von 1367 den nördlichen Abschnitt des romanischen Querhauses zu einer Stifterkapelle umgestalten und ein Hochgrab für die beiden Stifterpaare Siegfried und Richardis bzw. deren Sohn Engelbert und seine Gemahlin Hadwiga errichten. Davon blieb die Steinplatte einer Längswand erhalten, die neben dem Stifterpaar das Phantasiewappen der Klostergründer – einen geschachten Schild mit Pfauenstoß als Helmzier – zeigt. Sie ist heute in Zweitverwendung unter dem bekannten Stifterfresko des Thomas von Villach eingemauert. Das geschachte Wappen hat die Abtei St. Paul offensichtlich von den Sponheimern aus der Gegend von Bad Kreuznach in Rheinfranken übernommen, von wo auch die Kärntner Spanheimer abstammten. Diese hatten von 1122 bis 1269 die erbliche Herzogswürde inne und führten als solche ein eigenes Wappen samt Siegel, jedoch niemals das rot-weiße Schach!

Auf dem bekannten Stifterfresko des Thomas von Villach, einer vorzüglichen künstlerischen Leistung aus dem Jahre 1493 an der Querschiffnordwand der Stiftskirche, nehmen die Wappen der rheinfränkischen Sponheimer und des Herzogtums Kärnten den prominentesten Platz ein, darunter ließ sich Abt Siegmund Jöbstl von Jöbstlberg (1488-1498) als Stifter mit persönlichem Wappen darstellen. Daneben finden wir außerdem noch das Phantasiewappen des heiligen Benedikt („arma Sancti Benedicti“) sowie das Wappen des Malers (!). Sowohl das rheinfränkische Sponheimer- als auch das Kärntner Herzogswappen sind die dynastisch-genealogische Basis der Stiftertradition von St. Paul. Sie betonen die männliche Deszendenz von Siegfried und seinem Sohn Engelbert. Das von Rot und Weiß geschachte Wappen konnte durch das Aussterben der Stifterfamilie 1269/1279 unwidersprochen bis zum heutigen Tage als

¹⁴ Wilhelm Deuer, Siegel des Abtes Konrad III. vom Benediktinerstift St. Paul im Lavanttal 1359-1391, in: Siegel aus Kärnten, Wien (Archiv-Verlag) 1998-2002.

¹⁵ Deuer, Stiftertraditionen und -grablagen in Klöstern I 2002 (wie Anm. 4), besonders 87-93.

Stiftswappen geführt werden und findet sich nach heraldischen Gepflogenheiten gemeinsam mit dem Wappen des jeweiligen Abtes an zahlreichen Altären, Monumenten, Grabdenkmälern und anderen Bildquellen¹⁶.



Abb. 7: Die Wappen des Herzogtums Kärnten und der Familie Spanheim (Sponheim) mit dem Stifter Abt Jöbstl von Jöbstlberg, dem Fabelwappen des heiligen Benedikt und dem Wappen des Malers Thomas von Villach an der Querhausnordwand der Stiftskirche von St. Paul im Lavanttal, 1493 (Foto: W. Deuer)

Wie die Wappenbücher des Landesarchivs zeigen, war die Zahl der Felder des Schachs nicht von Anfang an festgelegt, sondern variiert zuweilen. Der Klostermarkt am Fuße des Felsens hat vor 1665 vom Abt Philipp Rottenhäusler das Recht auf ein eigenes Marktsiegel erhalten, das aus Heroldstücken (geometrischen Schildteilungen in Schwarz, Rot und Silber) besteht und 1973 von der Kärntner Landesregierung bestätigt wurde¹⁷. Sowohl aufgrund dieser Wappenverleihung als auch wegen des nur kurzzeitig unterbrochenen Bestandes des Klosters bis heute gingen in St. Paul Stifts- und **Marktgemeindewappen** getrennte Wege.

Das Benediktinerkloster Arnoldstein

Das vierte der Kärntner Benediktinerklöster, **Arnoldstein** am Eingang ins Kanaltal, wurde 1106 als Eigenkloster des Bistums Bamberg gegründet. Dass das Kloster nicht übermäßig reich dotiert war, hat sich auch im Siegelgebrauch ausgewirkt¹⁸. Die Siegelmotivik ähnelt zunächst dem auch geographisch am nächsten stehenden Kloster Ossiach. Das sehr spät überlieferte älteste Abtsiegel (Bernhard 1280) zeigt bereits in der zeittypischen Spitzform einen stehenden Mönch in spätromanischen Stilformen, der vermutlich eine Kopfbedeckung trägt. Wir haben es hier also offenkundig mit einer Mischform der frühen Abtsiegeltypen von Ossiach und Millstatt bzw. St. Paul zu tun. Im 15. Jahrhundert trat im Abtsiegel der Kirchenpatron Georg in den Vordergrund. Sehr schön zeigt dies das Siegel von Abt Christoph Manfordin (1481-98) aus dem Jahre 1482, in welchem der heilige Georg zu Pferde unter einer gotischen Architektur leidenschaftlich

¹⁶ Viele Beispiele bei Friedrich Wilhelm Leitner, Die Grablegen in der Stiftskirche St. Paul: Grab-, Gedenk- und Gedenkdenkmäler, in: Schatzhaus Kärntens. Landesausstellung St. Paul 1991. 900 Jahre Benediktinerstift, Klagenfurt 1991, Bd. II, 517-541.

¹⁷ Deuer, Kärntner Gemeindewappen 2006 (wie Anm. 1), 252f.

¹⁸ Johannes Grabmayer, Männerkloster Arnoldstein, in: Germania Benedictina Bd. III-1, St. Ottilien 2000, 336; Deuer, Kärntner Gemeindewappen 2006 (wie Anm. 1), 48f.

gegen den Drachen kämpft, während der Abt am linken Rand des Siegels demütig kniet und betet - eine für Benediktiner im Ostalpenraum eher unübliche Darstellungsweise. Der Wappenschild unter dem Stiftspatron genau an der Stelle, wo sich in den Ossiacher Äbtesiegeln dieser Zeit bereits das Klosterwappen befindet, ist einigermaßen rätselhaft, zumal auf dem Grabstein des Abtes Christoph, heute in der Turmkapelle der Pfarrkirche im Markt eingemauert, ein anderes persönliches Wappen dargestellt ist.



Abb. 8: Das älteste Konventsiegel des Benediktinerklosters Arnoldstein, verwendet 1280 (KLA Siegelsammlung 689, Original ebda.)

Das seit 1280 nachweisbare **Konventsiegel** zeigt eine gegenüber den bisher gezeigten Benediktinerklöstern völlig andere Darstellung, nämlich eine stilisierte Kirchenfassade auf einem Mehrberg. Möglicherweise hat das Konventsiegel des rund ein Jahrhundert älteren Damenstiftes St. Georgen am Längsee (siehe weiter unten) mit dem gleichen Stiftspatron eine Verwendung desselben im Konventsiegel verhindert. Stattdessen hat man im Arnoldsteiner Konventsiegel die markante Lage des Klosters auf einem Felsen über dem streng von diesem abhängigen Markt in den Vordergrund gestellt; unter Umständen ist darunter sogar eine Anspielung auf eine urkundlich gesicherte Vorgängerburg zu verstehen. Im 16. Jahrhundert ersetzte man dieses Konventsiegel durch ein neues, welches eine Seitenansicht der stilisierten Klosterkirche in frühneuzeitlichen Stilformen zum Inhalt hat¹⁹.

Im Hochbarock ging Arnoldstein aber dann wieder ganz eigene Wege und entwickelte ein völlig neues **Stiftswappen**, das wir am Klosterportal (1718), an mehreren Altären und sonstigen erhaltenen Wappenkartuschen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Pfarrkirche, aber auch im Wappenbuch A des Kärntner Landesarchivs beobachten können: Dabei wurde die Addition von Motiven aber übertrieben, denn das Wappen zeigt heraldisch rechts einer gebogenen Spitze den Klosterpatron Georg in Rüstung auf einem Drachen stehend und links die Georgsfahne (weißes Feld mit rotem Kreuz), in der gebogenen Spitze aber ein brennendes Herz mit der Muttergottes als Symbole der Gegenreformation, beseitigt von einer Weintraube und einer Friedenstaube (mit einem Olivenzweig im Schnabel). Die Indizien sprechen dafür, dass es sich dabei um eine Neukonzipierung eines Stiftswappens handelte, das mit den persönlichen Symbolen eines Abtes aus bürgerlichem Stande, vielleicht von Engelbert Bauer (1713-1727), kombiniert und in einer gemeinsamen Kartusche dargestellt wurde, vielleicht aber auch schon von einem seiner Vorgänger stammt und dann bis zur Aufhebung offiziellen Charakter angenommen hat.

¹⁹ Wilhelm Wadl, Konventsiegel des Benediktinerklosters Arnoldstein 1537, in: Siegel aus Kärnten, Wien (Archiv-Verlag) 1998-2002.

Abb. 9: Arnoldstein, Pfarrkirche, barocke Kartusche an der Orgelempore mit dem Wappen des Klosters, frühes 18. Jh. (Foto: Christiane Greilberger)



Der verglichen mit St. Paul und Millstatt nicht einmal rudimentär ausgebildete Klostermarkt am Fuße des Felsens konnte keine Selbstverwaltung durchsetzen und hatte seit der frühen Neuzeit wieder den Charakter eines Dorfes. Aufgrund bedeutender Montanindustrie wurde der Gemeinde 1922 das Recht zur Führung der Bezeichnung Marktgemeinde verliehen. Als Arnoldstein dann 1956 um ein Gemeindewappen ansuchte, stand für alle Beteiligten eine Übernahme der Klosterheraldik fest. Allerdings verzichtete man auf das überladene Barockwappen und griff stattdessen auf das älteste, 1280 überlieferte Konventsiegel mit der nicht der Wirklichkeit entsprechenden Klosterfassade zurück, das formal elegant gelöst und stilisiert sowie mit den Bamberger Farben Gelb-Schwarz versehen wurde.

Das Damenstift St. Georgen am Längsee

Zeigten die Siegel und Wappen der bisher untersuchten Kärntner Männerklöster der Benediktiner sowohl auffallende zeitliche Parallelen wie auch Unterschiede, so steht das um 1002/18 gegründete und 1783 aufgehobene Damenstift **St. Georgen am Längsee** in einer ganz eigenen Tradition²⁰. Die beträchtlich abweichende rechtliche Basis (St. Georgen war nicht landständisch) führte auch in der Stiftsheraldik und -sphragistik zu eigenen Lösungen. So fällt auf, dass es keine konsequente Tradition eines Äbtissinnensiegeltyps gegeben hat. Das älteste erhaltene Siegel einer Äbtissin von 1327 zeigt zwar in spitzovaler Form die Amtsinhaberin im Ordenskleid und Schleier auf einem Faltstuhl sitzend mit Stab und Buch und knüpft somit an die Gewohnheiten der Männerklöster an, blieb aber, soweit gegenwärtig ersichtlich, im Mittelalter eher ein Sonderfall. Ein Gegenbeispiel, das Siegel der Katharina von Wulross an einer Urkunde von 1371, hat einen wachsenden (eigentlich einen „abgeschnittenen“) Ochsen mit einem Nasenring zum Inhalt und ist daher trotz ausdrücklicher Bezeichnung als „S(IGILLUM) KATHARINE ABB(ATISS)E IN S(AN)C(T)O GEORIO“ eher ein adaptiertes Familienwappensiegel.

Aus dem Jahre 1280 datiert das älteste erhaltene Konventsiegel, das in spitzovaler Form den Stiftspatron Georg als gerüsteten Ritter mit Schwert und Schild zeigt und bis zumindest 1580 in Gebrauch geblieben ist²¹. Auffallend ist bei dieser Darstellung sowohl der Verzicht auf das Pferd als auch auf das wichtige Attribut des Drachens, zumal man ja auch in den Konventsiegeln von Arnoldstein offenkundig zur Vermeidung von

²⁰ Christine Tropper, St. Georgen am Längsee, in: Germania Benedictina Bd. III-1, St.Otilien 2000, 610-612; Deuer, Stiftertraditionen und –grablagen II 2003 (wie Anm. 4), 19ff.

²¹ Evelyn Webernig, Konventsiegel von St. Georgen am Längsee, in: Siegel aus Kärnten, Wien (Archiv-Verlag) 1998-2002.



Abb. 10: Konventsiegel des Damen-stiftes St. Georgen am Längsee vom 13. Jahrhundert an einer Urkunde vom 12. Oktober 1506 (KLA Allgemeine Urkundenreihe)

Verwechslungen bis ins 15. Jahrhundert überhaupt auf die Darstellung des Kirchenpatrons verzichtet hat. Seit 1458 ist für die Äbtissinnen von St. Georgen ein Sekretsiegel überliefert, welches das Brustbild des Kirchenpatrons mit Schwert und Schild ziert und bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts Verwendung fand. In der Folge wurde dann von den Äbtissinnen ein Rundsiegel ebenfalls mit Halbfiguren des heiligen Georg in mehrfach veränderter Form mit und ohne Familienwappen der Amtsinhaberin und ab 1652 wieder ein Siegel mit dem stehenden Georg als Konventwappen verwendet.

Ernstzunehmende Versuche zur Einführung eines förmlichen **Stiftswappens** sind für St. Georgen am Längsee erst im 17. Jahrhundert greifbar²². Da das Kloster nicht landständisch war, fehlen Darstellungen im Wappensaal des Klagenfurter Landhauses und in den landständischen Wappenbüchern. Bei der Äbtissin Cordula Stattfeld (1652-73) taucht erstmals ein Kreuz neben dem Familienwappen auf, ohne dass wir über die dazu führenden Umstände unterrichtet sind. Ihre Nachfolgerin Cäcilia Rauber ließ im Jahre 1676 anlässlich der Neuerrichtung des Chorseiten-turmes der Stiftskirche eine Bauinschrift anbringen, die vorne ihr persönliches Familienwappen samt Helmzier und hinten in einer ovalen Kartusche ein geteiltes Wappen oben mit einem Tatzenkreuz und unten einen Ochsen mit Posthorn zeigt. Ohne Gewissheit können wir den Niederschlag einer lokalen Gründungssage, vielleicht im Zusammenhang mit der Rückkehr des Gatten der Klostergründerin, Otwins, von einer Pilgerreise vermuten. Das gleiche Wappen ist als Steinrelief in der Vorhalle des Südportals der Stiftskirche, wo sich die Stifterkapelle bzw. deren Grablege befand, und in gezeichneter Form auf einem Katasterplan des Klosters aus dem Jahre 1749 gemeinsam mit dem Wappen der Äbtissin Maria Rosa von Rechpach angebracht. Sie und ihre Nachfolgerin, die letzte Äbtissin Maria Franzisca Murmayr, haben dieses Wappen auch in ihr Amtssiegel übernommen, doch ist das Motiv mit der Aufhebung des Stiftes endgültig erloschen.

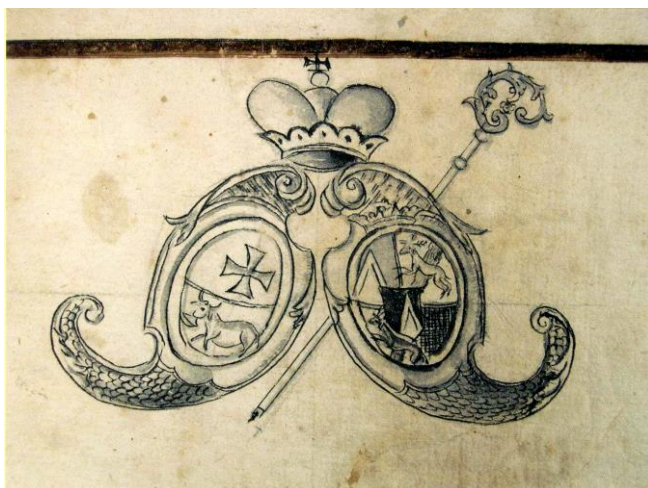


Abb. 11: Wappen des Damen-stiftes St. Georgen am Längsee und seiner Äbtissin Maria Rosa von Rechpach an einem Katasterplan des Klosters, 1749 (KLA St. Georgen am Längsee Karten und Pläne 5)

²² Deuer, Stiftertraditionen und -grablegen in Klöstern II 2003 (wie Anm. 4), besonders 19-25.

Zur Erinnerung an die Bedeutung des Damenstiftes hat Karl Dinklage bei der Gestaltung des **Gemeindewappens** 1965 in die vordere Schildhälfte eine stilisierte Ansicht des ältesten überlieferten Konventsiegels von 1280 übernommen, während die hintere Schildhälfte mit zwei geteilten Komponenten auf die Geschichte von Hochosterwitz Bezug nimmt.

Das Zisterzienserklster Viktring bei Klagenfurt

Die **Zisterzienser** waren die wohl herausragendste Erscheinung der Ordensreformbewegung an der Wende zum 12. Jahrhundert. Ihre streng zentralistische Struktur, die auf einem System von Filiationen mit Mutter- und Tochterklöstern aufbaute, das jährliche Generalkapitel in Citeaux, das bis ins Detail reichende Bestimmungen über das klösterliche Leben und seine künstlerischen Ausdrucksformen erließ, und die erstaunliche Geschwindigkeit, mit welcher sich der durch Enthusiasmus und Disziplin geprägte Orden über fast ganz Europa verbreitete, haben auch das einzige Kärntner Zisterzienserklster geprägt. Das 1142 von einem Onkel des regierenden Herzogs gegründete **Viktring** wenige Kilometer südwestlich des erst später gegründeten Marktes Klagenfurt beeindruckt noch heute durch seine hochromanische Staffelhalle in burgundischen Bautraditionen, wenngleich sie im 19. Jahrhundert um die Hälfte verkürzt wurde.

Auch die Viktringer **Äbtesiegel** spiegeln von Anfang an eine Konsequenz wider, welche die der bereits genannten Kärntner Benediktinerklster deutlich übertraf²³. Während des 12. Jahrhunderts zeigten die Spitzsiegel die Halb- oder (gehende!) Ganzfigur eines Mönchs im Habit mit Kapuze, der durch Stab und Regelbuch als Abt ausgewiesen ist. Ein besonders schönes Beispiel dafür ist das Siegel des Abtes Berthold von 1194. Dieser mehr asketische Darstellungstyp wich bereits im frühen 13. Jahrhundert einem hierarchisch-repräsentativen, der den Abt würdevoll stehend in liturgischen Gewändern (Kasel) zeigt. Seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert setzte sich die ganzfigurige Abbildung eines Mönchs in der Flocke (dem Übergewand der Mönche) mit Hirtenstab und Regelbuch durch (auf dem kleineren runden Sekret-siegel als Brustbild dargestellt), und dabei ist es bis ins 16. Jahrhundert geblieben. Wie etwa das Siegel des Abtes Johann VI. (1482-1501)²⁴ schön illustriert, verzichteten die Viktringer Äbte in ihren Siegeln bis zum Ende des Mittelalters auf eine Darstellung als infulierte Prälaten zugunsten der Funktion des Abtes als väterlicher Vorstand einer Mönchsgemeinde; danach setzten sich Wappensiegel durch.



Abb. 12: Siegel des Abtes Berthold von Viktring, verwendet 1194 (KLA Allgemeine Urkundenreihe 1194.4)

²³ Magda Roscher, Geschichte der Cistercienserabtei Viktring in Kärnten in der Zeit von 1142-1534, phil. Diss. Wien 1953; Wilhelm Deuer, Asketische Weltflucht oder ständische Repräsentation? Streiflichter zur Kulturgeschichte des Zisterzienserklsters Viktring, in: Stift Viktring 1142-1992. Festschrift zum 850. Jahrestag der Klostergründung, Viktring 1992, 37-49.

²⁴ Evelyn Webernig, Siegel des Viktringer Abtes Johannes VI. 1482-1501, in: Siegel aus Kärnten, Wien (Archiv-Verlag) 1998-2002.

Bemerkenswert ist die Entwicklung des **Stiftswappens**²⁵, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit kleinen Wappenschilden beidseitig der Siegelfigur beginnt. Basierend auf einer schon von Jacob Unrest überlieferten Gründungslegende, die von einem legendären Sieg des Klosterstifters bei einem Zweikampf in Paris erzählt, zeigt der eine Schild einen Löwen als Siegesymbol (womit man auch die latinisierte Form des Ortsnamens Victoria zu erklären versuchte), während der andere Schild mit einer Leiter auf die vermutete Abstammung des Klosterstifters aus dem Geschlecht der Mallentheiner in Oberkärnten anspielt. Tatsächlich waren die genealogischen Verhältnisse komplexer: Der Gründer Bernhard von Spanheim war ein Onkel des regierenden Herzogs, aus dessen Nachkommenschaft die älteren Mallentheiner als Seitenlinie erwuchsen.

In der an den Scheitel des Nordquerhauses der Stiftskirche axial angebauten Bernhardskapelle (gegen 1500 erbaut) ist im Gewölbe über dem heutigen Altar inmit-ten eines eindrucksvollen Freskenprogrammes ebenfalls das vermeintliche Stifterwappenschild mit der Leiter erhalten geblieben. An der linken Seite hat der sehr fähige Freskant das Fabelwappen des Bernhard von Clairvaux mit dem schrägen Schachbalken in Rot-Weiß, der uns auf den Wappen so vieler Zisterzienserklöster bis heute begegnet, aufgemalt. Das Wappen mit der Leiter als Bestandteil des Viktringer Stiftergedenkens begegnet uns vermutlich letztmalig im 18. Jahrhundert an einer figürlichen Stuckdarstellung, von der heute nur noch die Wappenkartusche mit dem Motiv der Leiter an einer Gasthausfassade nahe den Klosterbauten eingemauert erhalten geblieben ist²⁶.

Von einem vollausgebildeten, bis zur Aufhebung weitgehend unverändert gebliebenen **Stiftswappen** können wir in Viktring seit dem 16. Jahrhundert sprechen. Der gespaltene Schild zeigt seitdem vorne in Blau den goldenen Löwen (Victoria) und hinten in Schwarz den rot-weißen Schrägrechtsschachbalken des Bernhard von Clairvaux. Dazu kam dann jeweils sowohl in den Siegeln als auch auf Gebäuden und Altären des Stiftes das individuelle Wappen des Abtes. Falls er bürgerlicher oder bäuerlicher Herkunft war, übernahm er aus den damals geschätzten emblematischen Büchern ein oder mehrere verknüpfte Symbole. So führte Abt Wilhelm Malle, ein Ro-sentaler, die Palme und den goldenen Stern als Zeichen der Jungfräulichkeit Mariä. Wir finden sein Wappen im Wappenbuch B des Landesarchivs, weil er Verordneter der Landstände war, am Marienbrunnen im Stiftshof des Klosters aus dem Jahre 1675 sogar plastisch umgesetzt in Form einer Palme aus Chloritschiefer.

Abb. 13: Doppelwappen des Zisterzienserklusters Viktring und des Abtes Wilhelm Malle als ständischer Verordneter 1658 im Wappenbuch B des Kärntner Landesarchivs (KLA Ständisches Archiv Handschrift 1014)



²⁵ Deuer, Stiftertraditionen und -grablegen in Klöstern I 2002 (wie Anm. 4), besonders 93-98; derselbe, Kärntner Gemeindewappen 2006 (wie Anm. 1), 336.

²⁶ Wilhelm Deuer, Eine barocke Wappenkartusche in Viktring als Rest einer barocken Stifterdarstellung, in: Carinthia I 192/2002, 502-504.

Mit der Aufhebung des Stiftes unter Kaiser Josef II. stand auch das Stiftswappen zur Disposition und wurde von der gleichnamigen politischen Gemeinde Viktring als eines der ersten **Gemeindewappen** nach dem Zweiten Weltkrieg im Jahre 1954 übernommen, leider mit einer völlig unpassenden neugeschaffenen ritterlichen Helmzier. Durch die Eingemeindung nach Klagenfurt im Jahre 1973 ist das Gemeindewappen und damit auch diese Form der Erinnerung an das bedeutende Kloster erloschen.

Das Prämonstratenserstift Griffen

Der Orden der Prämonstratenser wurde durch den heiligen Norbert von Xanten 1120 als Reformbewegung gegründet und war als Bindeglied zwischen Mönchsorden und Regular-Kanonikern ein entwicklungsgeschichtlicher Sonderfall, der ein kontemplatives Leben mit Seelsorge verband (*vita mixta*). Seine einzige Niederlassung im gesamten Innerösterreich war das Kloster **St. Maria im Grifnertal (Stift Griffen, 1236-1786)**. Das seit dem 14. Jahrhundert überlieferte **Konventsiegel** wandelt die bereits hinlänglich dokumentierte Bezugnahme auf den Kirchenpatron insofern ab, als es die Verkündigung als Motiv übernahm, obwohl die Stiftskirche der Himmelfahrt Mariä geweiht war, sicher auch, um sich von den anderen Marienpatrozinien, die in den Siegeln Niederschlag gefunden haben, abzusetzen.



Abb. 14: Konventsiegel des Prämonstratenserklosters Griffen, Abguss von einer Urkunde aus dem Jahre 1336 (KLA Siegelsammlung 265)

Doch auch die Siegel der Griffner **Pröpste** weichen von den meisten bisher gezeigten ab, indem sie nicht eine stilisierte Darstellung des Amtsinhabers zum Inhalt haben, sondern wie das Konventsiegel auf die Muttergottes als Kirchenpatronin Bezug nehmen. Das Siegel des Propstes Andreas von 1508 zeigt allerdings darunter einen kleinen Wappenschild mit einem Greifen, ohne Zweifel ein redendes Wappen, um den Ortsnamen „Griffen“ zum Ausdruck zu bringen. Dieses „**Stiftswappen**“ begegnet uns dann auch immer wieder kombiniert mit dem Wappen des jeweiligen Abtes auf den Grabsteinen der Pröpste und auf stiftischen Gebäuden. Als Beispiel sei ein Wappenstein des Abtes Hermann aus dem Jahre 1746 an der Nordwestseite im Park des Landesmuseums Kärnten in Klagenfurt genannt. Interessant ist dabei, dass dieser Abt wie sein Viktringer Amtskollege Malle (siehe oben) eine Palme (hier kombiniert mit dem Auge Gottes-Symbol) führte, die er als Mariensymbol aus der barocken Emblemliteratur entnommen hatte.



Abb. 15: Doppelwappen des Prämonstratenserklosters Griffen und des Abtes Hermann von 1746 im Lapidarium des Landesmuseums Kärnten (Foto: W. Deuer)

Vom Augustiner-Chorherrenstift zur Jesuitenresidenz – Eberndorf

Auch das nur bis 1604 bestehende Augustiner-Chorherrenstift **Eberndorf**, welches dem Patriarchat Aquileja unterstellt war, führte im **Konventsiegel** die Gottesmutter als Kirchenpatronin. In seiner Umschrift: „Sigillum Sanctae Mariae lunensis Ecclesiae“ fehlt zwar der Klostername, stattdessen wird gleichsam ein Anspruch auf das gesamte Jauntal erhoben (lunensis Ecclesiae), da der Propst für den Patriarchen auch die Funktion eines Archidiakons ausübte. Soweit wir von den **Pröpsten** überhaupt eigene Siegel kennen, führten sie ebenfalls die Gottesmutter, seit dem 15. Jahrhundert ergänzt um einen darunterliegenden Wappenschild, der allerdings, wie das Siegel des Propstes Christoph von 1433 illustriert, eher das eigene Familienwappen darstellte.



Abb. 16: Konventsiegel des Augustiner-Chorherrenstiftes Eberndorf, 13. Jh., Abguss von einer Urkunde aus dem Jahre 1508 (KLA Siegelsammlung 536)

Die von Erzherzog Ferdinand II. anstelle der Augustiner-Chorherren angesiedelten Klagenfurter Jesuiten, denen Stift und Herrschaft 1604 als Residenz zugewiesen worden

waren, brachten das silberne Einhorn als geschätztes und vielverwendetes barockes Emblem der Jungfräulichkeit Mariä nach Eberndorf und übernahmen es hinfert als **Stiftswappen** (silbern in blauem Grunde)²⁷. Auch die Agramer (Zagreb) Jesuiten führten beispielsweise ein Einhorn im Wappen. Noch im 17. Jahrhundert hat man dieses Wappen ohne jede historische Berechtigung auf den Eberndorfer Klosterstifter Chazelin übertragen, dessen frühbarockes Bildnis an der Nordseite der Stiftskirche im westlichsten Joch es noch heute als Phantasiewappen ziert. Auch am Portal der Friedhofskirche wurde es sehr effektiv aufgemalt (1667).



Abb. 17: Das Wappen der Jesuitenresidenz Eberndorf, welches 1960 der Marktgemeinde verliehen wurde (aus: Deuer, Kärntner Gemeindewappen 2006)

Mit der Aufhebung der Jesuiten 1773 wurde das Stiftswappen obsolet und ist, vergleichbar denen der bereits behandelten Klöstern Ossiach, Arnoldstein und Viktring, im Jahre 1960 von der Kärntner Landesregierung der Marktgemeinde Eberndorf als **Gemeindewappen** verliehen worden. Der Zufall wollte es sogar, dass der Bürgermeister heute in der ehemaligen Stube des Superiors der Jesuiten unter einer Stuckdecke mit dem farbigen Stiftswappen aus der Zeit um 1700 residiert!

Die Kollegiatkapitel und Propsteien im Überblick

Neben den behandelten klösterlichen Gemeinschaften spielten in Kärnten die **Kollegiatkapitel** seit dem 12. Jahrhundert eine wichtige Rolle. Sie waren keine Klöster im eigentlichen Sinne, da ihre Mitglieder nicht in einem gemeinsamen Haushalt lebten, doch führten diese Kanonikergemeinschaften ein gemeinsames Siegel, das denen der Klöster, und hier im Besonderen denen der Regularkanoniker, also der Prämonstratenser und Augustiner-Chorherren, ähneln konnte. Aufgrund der großen Zahl der Kollegiatkapitel in Kärnten, von denen manche später zu bloßen Titularpropsteien herabgesunken sind, kann hier nur kleine Auswahl vorgestellt werden:

Das seit 1116 nachweisbare Kapitel von **Maria Saal**²⁸ nahm innerhalb der Kärntner Kanonikergemeinschaften immer eine besondere Stellung ein, die in der zentralen Rolle des Ortes bei der von Salzburg ausgehenden Missionierung Karantaniens durch Modestus im 8. Jahrhundert und als späterer Sitz eines Chorbistums des Erzbischofs seine Wurzeln hat. Noch heute wird aufgrund dieser Tradition die Maria Saaler Kirche als „Dom“ bezeichnet. Aus der Zeit um 1200 datiert das älteste **Kapitelsiegel**, das wie die Konventsiegel von Eberndorf, Ossiach und dem Gurker Domstift die Muttergottes zum Inhalt hat. Im Falle von Maria Saal ist besonders die Umschrift „SIGILLVM CHORI SANCTEMARIE:INSOLIO“ interessant, weil statt des geläufigeren Ausdrucks KAPITVLVM das Wort „Chor“ verwendet wurde, was wohl als Anspielung auf das örtliche Chorbistum des Hochmittelalters zu deuten ist. Die Bezeichnung „in solio“ wiederum ist

²⁷ Deuer, Stiftertraditionen und -grablegen in Klöstern II 2003 (wie Anm. 4), besonders 29-30.

²⁸ Wilhelm Deuer, Wappen und Fahne der Marktgemeinde Maria Saal, in: Marktgemeinde Maria Saal. Geschichte – Kultur – Natur, hgg. von Alfred Ogris und Wilhelm Wadl, Klagenfurt 2007, besonders 20-22; derselbe, Siegel des Kollegiatkapitels Maria Saal um 1200/frühes 13. Jahrhundert, in: Siegel aus Kärnten, Wien (Archiv-Verlag) 1998-2002.

doppeldeutig: Einerseits ist sie als lateinische Übersetzung des viel diskutierten „Saal“ zu sehen, andererseits bedeutet sie auch Thron, weswegen die Madonna am Siegelbild, das noch spätromanische Stilformen aufweist, auf einem deutlich ausgewiesenen Thron (hier: Faldistorium) sitzt!



Abb. 18: Das Siegel des Kollegiatkapitels von Maria Saal, angefertigt um 1200, von einer Urkunde vom 17. Juni 1448 (KLA Allgemeine Urkundenreihe)

Obwohl auch das Maria Saaler Kapitel allmählich zu einer Titularpropstei hinabgesunken ist, hatte der Propst spätestens seit dem 16. Jahrhundert Sitz und Stimme im ständischen Landtag. Im Großen Wappensaal des Klagenfurter Landhauses und in den drei ständischen Wappenbüchern, die heute im Landesarchiv verwahrt werden, finden wir als **Stiftswappen** und somit Kapitelwappen eine auf einem Thron („in solio“) sitzende Muttergottes mit Kind.



Abb. 19: Das Wappen des Kapitels von Maria Saal im Wappenbuch C des Kärntner Landesarchivs, um 1730

Als Sonderfall müssen wir die **Propstei Wieting** im Görtschitztal bezeichnen, denn sie ist eigentlich als Priorat der Erzabtei von St. Peter/Salzburg gegründet worden. Später war sie eine landständische Titularpropstei, deren Inhaber nicht nur ein eigenes Siegel führte, sondern dieses auch als offizielles Wappen nutzte, das sowohl im Klagenfurter Landhaus als auch in den genannten ständischen Wappenmatriken (=Wappenbüchern) aufscheint und gemäß den uns schon geläufigen Gepflogenheiten die Wietinger Kirchenpatronin Margarethe von Antiochien (eine der „Heiligen Madln“) mit dem Drachen an einer Kette als ihr Attribut führt. Weitere Kapitel, deren Siegel bzw. -wappen den jeweiligen Kirchenpatron zum Inhalt haben: **Völkermarkt** (heute aufgrund der

frühneuzeitlichen „Übersiedlung“ des Propstes nicht ganz korrekt als Propstei Tainach bezeichnet) mit Maria Magdalena, **St. Johann am Brückl** mit dem heiligen Johannes Evangelisten²⁹, **Straßburg** mit dem heiligen Nikolaus bei der Errettung eines Schiffes aus Sturmgefahr³⁰, **Gurnitz** mit dem heiligen Martin von Tours und **St. Bartlmä in Friesach**³¹. Sie alle führen uns die kulturelle Bandbreite dieser Institutionen in Kärnten vom Hochmittelalter bis in die Zeit der Gegenreformation eindrucksvoll vor Augen.



Abb. 20: Das Siegel des Kapitels von St. Nikolaus zu Straßburg von einer Urkunde vom 2. Februar 1593 im Archiv der Diözese Gurk (Wachsabguss für: Siegel aus Kärnten, Archiv-Verlag Wien)

Die Bettelorden im Überblick

Der breite Bogen an Siegeln der Kärntner Mönchsorden, Regular- und Säkularkanoniker endet mit Einzelbeispielen der **Bettelorden**, die seit dem 13. Jahrhundert das Klosterleben in die Städte getragen haben. Sie bewahrten zwar am stärksten ihren Anspruch auf Armut in der Nachfolge Christi und auf Volksnähe – was auch in der Sphragistik zum Ausdruck kommt –, sind aber trotzdem nicht von Feudalisierungstendenzen verschont worden. Die Kultur der Bettelorden erreichte in Mitteleuropa im 14. Jahrhundert ihren Höhepunkt und erlebte dann seit dem frühen 16. Jahrhundert vor allem durch die Reformationen eine gewaltige Krise. Die Gegenreformation führte zu einer weiteren Blüte, bis die städtischen Ordensniederlassungen seit den Reformen Kaiser Josefs II. an Bedeutung immer mehr verloren und vielerorts im frühen 19. Jahrhundert am Nachwuchsmangel zugrunde gingen.

Für das von Bischof Heinrich I. von Bamberg 1242 gegründete **Minoritenkloster Wolfsberg** können wir seit dem 14. Jahrhundert ein spitzovales Siegel sowohl des Guardians als auch seiner Mönchsgemeinde nachweisen, die sich sinnvoller Weise ergänzten. Ersteres zeigt mit hoher Wahrscheinlichkeit den thronenden Kaiser Heinrich II., den heiliggesprochenen Stifter des Bistums Bamberg, mit Reichsapfel und Szepter, das andere die Ganzfigur der Patronin der Wolfsberger Minoritenkirche, Heinrichs ebenfalls heiliggesprochene Gattin Kunigunde, vor der ein Mönch betet.

²⁹ Obwohl die Kirche Johannes dem Täufer geweiht war, kam der gleichnamige Evangelist ins Wappen der Propstei St. Johann am Brückl, um Verwechslungen mit den Wappen von Unterdrauburg (heute Dravograd) und Lavamünd zu vermeiden.

³⁰ Wilhelm Deuer, Siegel des Kollegiatkapitels St. Nikolaus zu Straßburg 1593, in: Siegel aus Kärnten, Wien (Archiv-Verlag) 1998-2002.

³¹ Wilhelm Wadl, Siegel des Kollegiatkapitels St. Barthlmä in Friesach 13. Jahrhundert, in: Siegel aus Kärnten, Wien (Archiv-Verlag) 1998-2002.

Die Siegel des **Augustinerkonventes Völkermarkt**, der 1262/63 gegründet worden war, enthalten vergleichbare, aber doch etwas abweichende Motive: Hier sehen wir den Prior bei der Verehrung der Gottesmutter, welcher die Kirche geweiht war, während das Konventsiegel den auferstandenen Christus vor drei eingeschlafenen Grabeswächtern (?) zeigt, eine jedenfalls sehr originelle Lösung. Exakt dem Typ des Völkermarkter Priorsiegels entspricht jenes des **Minoritenklosters Villach** (gegründet vor 1252), wo wir unter der Halbfigur der Madonna den verehrenden Prior erkennen können.



Abb. 21: Die Siegel des Priors und des Konvents des Augustiner-Eremitenklösters Völkermarkt an einer Urkunde vom 7. Mai 1502 (KLA Allgemeine Urkundenreihe)

Aufgrund der Bedeutung der Stifterfamilie erfuhr das Konventsiegel der **Klarissen von St. Veit an der Glan** eine eigene inhaltliche Gestaltung³². Das vom Kärntner Landeshauptmann und engstem Gefolgsmann der Grafen von Görz-Tirol, Konrad von Auenstein, und seiner Gemahlin um 1323 gestiftete Kloster besaß ein spitz-ovales Siegel, welches das symmetrisch postierte Stifterehepaar bei der Verehrung der Muttergottes zeigt. Darunter entdecken wir, wie schon an einigen anderen Beispielen spätmittelalterlicher Klostersiegel gezeigt werden konnte, den teilweise „redenden“ Wappenschild des Stifters mit dem Auf (Uhu), der auf fragwürdige Weise im 16. Jh. sogar im Herzschild der Khevenhüller Eingang gefunden hat. In der Neuzeit hat die Sphragistik und Heraldik der Bettelorden deutlich an Bedeutung verloren. Die Siegel werden kleiner, die Motivik zugunsten der Umschriften ärmer, bis dann gegen 1800 die Klöster selbst endgültig in die völlige Bedeutungslosigkeit abgeglitten sind.

³² Deuer, Stiftertraditionen und -grablegen in Klöstern II 2003 (wie Anm. 4), besonders 33-35; derselbe, Siegel des Konventes der Klarissen in St. Veit 14. Jahrhundert, in: Siegel aus Kärnten, Wien (Archiv-Verlag) 1998-2002.



Abb. 23: Das Siegel des Klarissenklosters St. Veit an der Glan, 14. Jahrhundert (Wachsabguss für: Siegel aus Kärnten/Archiv-Verlag Wien, Vorlage im KLA)

Zusammenfassung

Ordensgepflogenheiten, Stiftergedenken und lokale politische Faktoren bestimmten die Siegel der Kärntner Klöster und Stifte bis ins 15. Jh. In der Folge bewirkte die Reformation in mehrfacher Hinsicht eine Zäsur, und deren Überwindung, d. h. die Gegenreformation, führte seit dem 17. Jh. eher zu einer motivischen Verarmung. Dominierten bei den Äbtesiegeln der Mönchsorden zunächst figurale Darstellungen, die je nach Orientierung das mönchische Ideal oder die Repräsentation des Abtes in den Vordergrund stellten, so standen bei den Konventwappen von Anfang an die Kirchenpatrone im Vordergrund. Während jeder Abt bzw. Propst ein eigenes Siegel anfertigen ließ, blieb das Konventsiegel meist Jahrhunderte lang in Verwendung. Spätestens seit dem 15. Jh. tritt zunehmend das Klosterwappen in den Vordergrund, das seinerseits auf die Stifterheraldik, die Gründungslegende oder sonstige örtliche Gegebenheiten anspielen konnte (zum Beispiel „redende“ Wappen). Die ursprünglich strenge Trennung von Siegel und Wappen vermischt sich wie in der Kommunalheraldik seit dem Ende des Mittelalters völlig. Sowohl Siegel als auch Wappen zeigen uns jedenfalls ein buntes Bild der klösterlichen bzw. geistlichen Lebensumstände, also der Klosterkultur insgesamt, mit all ihren Phasen der Blüten und des Verfalls. Eine nicht geringe Anzahl von Klosterwappen lebt heute außerdem noch in den Gemeindewappen weiter.

DOMITIAN VON MILLSTATT – GESCHICHTE UND LEGENDEN

Franz Nikolasch

Zu Beginn seines Artikels über Domitian von Millstatt¹ berichtet Robert Eisler, wie er als Volksschüler in Millstatt einen alten Mann erzählen hörte, dass einst an den Ufern des Sees eine große und reiche Stadt gelegen sei, in der tausende von Heidengötzen verehrt wurden, bis der Herzog das Christentum angenommen habe. Das Volk sei im Unglauben verblieben, hätte den frommen Herzog und seine christlichen Anhänger vertrieben, so dass sie in die Wälder und Gebirge hinaufflüchten mussten, dort wo heute Obermillstatt steht. Eines nachts aber sei der Herzog ganz allein den Berg herabgestiegen und hätte alle heidnischen Götzen in den See gestürzt. Da sei der See brausend angeschwollen und habe, den Spuren des nach Obermillstatt zurückwandernden Herzogs nachdringend, bis zur Höhe des jetzigen Kalvarienberges die schlaftrunkenen Heiden mit ihrer ganzen Stadt verschlungen. Als das Wasser sich nach einiger Zeit wieder verlaufen habe, sei der Herzog mit den Seinen von den Bergen herabgekommen und hätte zur Erinnerung an das große Wunder die Millstätter Kirche erbaut². Ich selbst erinnere mich an meine Kindheit, als mir mein Vater auf dem Weg von Pesenthein nach Sappl eine Felswand zeigte, an deren oberen Ende Ringe waren. Eine Sage berichtete, dass an ihnen in grauer Vorzeit Schiffe angebunden wurden, denn bis in die Zeit des Herzogs Domitian habe der See bis in diese Höhe gereicht. Als der Sohn des Domitian bei einem Sturm im See ertrank, habe Domitian den See ableiten lassen bis man an der Stelle des heutigen Millstatt den Leichnam des Kindes fand. Dort habe dann Herzog Domitian die heutige Millstätter Kirche errichten lassen. Noch viele andere Erzählungen waren bis in das vergangene Jahrhundert im Volk verbreitet, die das Leben und Wirken des Domitian in den phantasievollsten Farben schilderten. Der Großteil von ihnen begegnet uns in schriftlichen Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts, wobei schwer festzustellen ist, ob diese Berichte die Grundlage für die Legenden und Mythen oder umgekehrt die Legenden und Mythen die Grundlage dieser Berichte bilden.

Angesichts dieser mythenhaften Erzählungen war es kein Wunder, dass es für Eisler nahe lag, die Gestalt des Domitian selbst in das Reich der Legenden zu verweisen. Er erblickte in ihm das Produkt einer Fälschung von Mönchen des Millstätter Klosters aus der Zeit um 1170 mit dem Ziel, die Vogtherrschaft der Görzer Grafen abzuschütteln, indem sie sich darauf beriefen, dass ihr Kloster nicht von den Vorfahren dieses Grafengeschlechts, sondern von einem Herzog Karantaniens namens Domitian gegründet worden sei, der zur Zeit von Kaiser Karl dem Großen das Land regiert habe; die Gestalt des Domitian sei daher das Produkt einer Entvotungsfälschung. Die Geschichtswissenschaft hat seit dem Erscheinen des Artikels von Eisler dessen Thesen ungeprüft übernommen und weitergegeben und auch heute noch ist in vielen Köpfen diese Auffassung vorhanden.

Inzwischen konnte aber nachgewiesen werden, dass einerseits die Behauptungen Eislers auf tönernen Füßen ruhen und andererseits die Aussagen der Domitians-Vita eine unerwartete Bestätigung erfuhren, insofern ein Marmorfragment wiedergefunden und als Teil der ursprünglichen Grabplatte des Domitian verifiziert werden konnte. Was die Argumente Eislers betrifft, so gibt er selbst am Ende seines Beitrags zu, dass er keine weitere vergleichbare „Entvotungsfälschung“ kenne³, außerdem widerspricht der Text der Domitians-Vita, die Eisler in seinem Artikel zitiert, eindeutig dieser Hypothese, denn in diesem Text wird ausdrücklich erklärt, dass das Kloster Millstatt nicht von

¹ Robert Eisler, Die Legende vom heiligen Karantanerherzog Domitianus. MIÖG 28 (1907), S. 52 – 116.

² A.a.O., S. 52f.

³ A.a.O., S. 114: „Die eigentliche Bedeutung der Domitianslegende liegt natürlich keineswegs in dieser nicht allzu reichlichen lokalhistorischen Ausbeute, sondern vielmehr darin, dass sie einen neuen, bis jetzt noch nicht belegten Typus einer Entvotungsfälschung und ein höchst merkwürdiges Beispiel literarischer Sagenbildung und phantastisch-mittelalterlicher Umformung einer antiken Geschichtsfigur darbietet.“

Domitian, sondern von einem bayerischen Pfalzgrafen Arbo gegründet worden sei, dem fast das gesamte Gebiet um Millstatt als Besitz gehörte⁴. Deutlicher kann wohl nicht die Berechtigung des Anspruchs der Nachfolger dieses bayerischen Pfalzgrafen auf die Vogteirechte ausgedrückt werden. Sieht man sich die verschiedenen Argumente an, die Eisler zur Begründung seiner Hypothese anführt, dann muß man feststellen, dass sie entweder überhaupt falsch sind oder zumindest nicht das beweisen, was sie beweisen sollen. In mehreren Beiträgen im Rahmen dieses Symposiums habe ich mich damit auseinandergesetzt und für jeden, der „sine ira ac studio“ sich mit diesen Ausführungen befasst, wird klar, dass die Hypothese von R. Eisler in keiner Weise vertretbar ist und im Gegenteil dem Text der Domitians-Vita hohe Glaubwürdigkeit zukommt⁵. Franz Glaser wiederum hat nachgewiesen, dass es sich bei dem erwähnten Marmorfragment um jenes Bruchstück handeln muß, von dem die Domitians-Vita sagt, dass es eine Zeitangabe zum Wirken des Domitian enthalten habe, aber damals bereits durch die Nachlässigkeit und die Schuld der Vorfahren verloren gegangen sei⁶. Aus dem Fragment geht eine Datierung des Wirkens von Domitian für die Zeit Kaiser Karls des Großen hervor. Was die Bezeichnung des Domitian als „Herzog“ betrifft, so haben Fritz Losek⁷ und nach ihm Hans-Dietrich Kahl⁸, der übrigens anfänglich die Auffassungen R. Eislers vertrat, aber dann gewissermaßen von einem Saulus zu einem Paulus sich wandelte und eindeutig die Historizität des Domitian betonte, nachgewiesen, dass „für die Karolingerzeit das Wort keinen Rang, keinen eigentlichen Titel, sondern eine Stellung von großer Königsnähe“ bezeichnete. Domitian „war vielleicht ein sogenannter Ban, vielleicht auch ein regionaler Knez“. Auf jeden Fall ein slawischer Edler mit einer regional begrenzten Herrschaft⁹.

Im Folgenden sei auf die Domitians-Vita eingegangen, die uns die frühesten Informationen zu Leben und Wirken des Domitian übermittelt.¹⁰ Die heute im Stiftsmuseum Millstatt als Leihgabe der Stiftskirche aufbewahrte Pergamentschrift ist eine Abschrift, die vermutlich aus der 1. Hälfte des 15. Jhts. stammt, deren Text aber auf frühere Zeiten zurückgeht. Der älteste Abschnitt stammt aus der Zeit um 1170 und befasst sich mit dem Leben und Wirken des Domitian sowie dem Schicksal seiner Reliquien bis in die Mitte des 12. Jhts. Der zweite Teil schildert Wunder und Gebetserhörungen bis in die Mitte des 13. Jhts. und der dritte Teil befasst sich mit Ereignissen bis in die Zeit um 1304/05. Für uns bedeutsam ist der erste Abschnitt, aus dem im Folgenden die für das Leben und Wirken des Domitian relevanten Sätze zitiert werden: „Allen, die vertrauensvoll an Christus glauben und die hervorragenden Verdienste des seligen Domitian kennen wollen, möchten wir, so gut wir es vermögen, mittels der Wahrheit, die Christus ist, darlegen, was wir sowohl durch Schriften als auch durch unsere Vorgänger und Vorfahren übernommen haben. So steht es fest, dass der

⁴ A.a.O., S. 61: „Transacto autem multo tempore quidam palatinus (de) Wawaria Arbo nomine ad quem pertinebat omne pene praedium, quod circa Millstat situm est, qui et fundator monachorum primus illic esse cepit...“

⁵ Franz Nikolasch, Domitian von Millstatt – eine Erfindung des 12. Jahrhunderts? In: Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 1989, S. 47 – 75. Carinthia I. 180 (1990), S. 235 – 253. Ders., Die Entwicklung der Legende des Domitian von Millstatt. Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 1993, S. 29– 58. Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten. Archiv für Vaterländische Geschichte und Topographie 78 (Klagenfurt 1997), S. 151 – 181.

⁶ A.a.O., S. 60: „Ad hec sub quo tempore conversatus fuerit, ibidem continebatur, sed negligencia et vicio antiquorum abolita sunt“. Franz Glaser, Eine Marmorinschrift aus der Zeit Karls des Großen in Millstatt. In: Carinthia 183 (1993), S. 303 – 318. Ders., Domitianus dux. Eine historische Persönlichkeit in Millstatt zur Zeit Karls des Großen. Symposium 1993, S. 14 – 28. Studien, S. 137 – 150 (mit Ergänzungen aus der Diskussion).

⁷ Fritz Losek, Herkunft, Funktion und Bedeutung von „duces“ in Salzburger Quellen des 8. und 9. Jahrhunderts. Symposium 1993, S. 2 – 13. Studien, S. 123 – 136.

⁸ Hans-Dietrich Kahl, Bemerkungen zur ältesten Millstätter Domitian-Überlieferung. Symposium 1995, S. 80 – 120. Studien, S. 183 – 229. Ders., Der Millstätter Domitian (Stuttgart 1999).

⁹ Hans-Dietrich Kahl, Studien, S. 217.

¹⁰ Vgl. dazu: Franz Nikolasch, Die Entwicklung der Legende des Domitian von Millstatt. Symposium 1993, S. 29 – 58. Studien, S. 151 – 181. Als Anhang der lateinische Text der Domitians-Vita und die deutsche Übersetzung.

selige Domitian einst als Herzog Karantaniens gelebt hat, wie ja auch an seinem Grabmal in Stein gehauen zu lesen ist: „Im Namen des Vaters und den Sohnes und des Heiligen Geistes. Hier ruht der selige Herzog Domitian, der erste Gründer dieser Kirche, der dieses Volk vom Unglauben zum Christentum bekehrte“. In der Inschrift war außerdem angeführt, zu welcher Zeit er gelebt hatte, aber durch die Nachlässigkeit und die Schuld früherer Generationen ist dies zerstört worden. Als er vom heiligen Rupert, wie manche behaupten, oder aber von einem seiner Nachfolger getauft worden war, was wir eher annehmen, kam er nach Millstatt und fand dort eine nicht unbedeutende Verehrung von Götzen vor, wie ja auch die Etymologie des Ortsnamens deutlich zeigt. Der Name Millstatt kommt von den tausend Statuen, die dort das Volk, im alten Irrglauben verstrickt, verehrte. Nach dem Vorbild des Papstes Bonifatius zerstörte jener Selige diese Statuen und als er jede Schändlichkeit der Götzen getilgt hatte, ließ er die Kirche, die ursprünglich den tausend Götzen geweiht war, bald zu Ehren Aller Heiligen weihen. Als er nach einem guten Lebenswandel den Lauf seines Lebens im Frieden mit Gott und den Mitmenschen glücklich vollendete, wie ja auch seine Verdienste beweisen, wurde sein ehrwürdiger Leib in einem kleinen Gebäude neben der Hauptkirche beigesetzt“.

Im weiteren Verlauf wird dann von einer Auffindung der Reliquien des Domitian unter einem Abt Martin berichtet, der vermutlich der erste Abt des Klosters war und dementsprechend in der Zeit zwischen 1070 und 1090 gewirkt haben muß. Zu seiner Zeit seien Verstorbene der Aribonen in dieser Grabkapelle beigesetzt worden, was den Abt bewog, die Gebeine des Domitian in der Stiftskirche beizusetzen. Vermutlich war die Grabkapelle als Grablege der Aribonen beansprucht worden, für die Domitian keine besondere Bedeutung hatte. Von einem weiteren Abt namens Otto, der zwischen 1124 und 1166 das Kloster leitete, wird von einer Wiederauffindung der Reliquien des Domitian berichtet, vermutlich in der Zeit um 1130/40, bei der auch Reliquien seiner Frau Maria sowie eines Kindes aufgefunden wurden. Der entsprechende Text in der Vita lautet: „Als man zu seiner (Abt Otto) Zeit nach einem Klosterbrand die Fundamente für ein größeres Kloster legte, da wurden von diesem Abt und anderen Brüdern, von denen der größere Teil heute noch lebt, plötzlich die Reliquien des seligen Domitian und seiner Frau Maria sowie die Gebeine eines kleinen Kindes gefunden. Dabei fand sich ein Siegel mit dem Bild des Herzogs auf dem Throne sitzend, das Schwert in der Hand haltend, und folgender Inschrift: „Heiliger Herzog Domitian, Gründer dieser Kirche“. Auf der anderen Seite war die Inschrift: „Dies sind die Reliquien seiner Frau Maria“. Wer jedoch der Knabe war, weiß man bis jetzt nicht, es ist aber erwiesen, dass diese Reliquien eine solche Heiligkeit besitzen, dass neulich ein kleines blindes Mädchen, das im Auge einen Schleier hatte, nach dem Kuß der Gebeine sofort deutlich zu sehen begann“. Hintergrund dieser Schilderung könnte sein, dass in der Grabkapelle des Domitian auch dessen Angehörige beigesetzt waren und bei der Translation unter Abt Martin auch deren Gebeine in die Kirche übertragen wurden; den Reliquien wurde vermutlich durch Abt Martin ein Täfelchen mit dem Hinweis auf Domitian und seine Frau Maria beigefügt, deren Namen wohl in der mündlichen Tradition überliefert wurde.

Bei dieser Schilderung des Lebens und Wirkens des Domitian beruft sich der Verfasser auf ihm vorliegende Schriften wie auch auf mündliche Überlieferungen, die von den Vorgängern und Vorfahren zu ihm gelangt sind. Als wichtigstes Zeugnis führt er die Grabinschrift an, die zu seiner Zeit, also um 1170 vorhanden war. In ihr wird Domitian als Herzog bezeichnet, der sein Volk zum christlichen Glauben bekehrte, sowie als erster Gründer der Kirche von Millstatt. In der Vorstellung des Verfassers der Vita kann der Titel „Herzog“ nur mit dem 976 durch Kaiser Otto II. gegründeten Herzogtum Karantanien in Verbindung gebracht werden, dies bringt der Verfasser ja auch in der Interpretation der Grabinschrift zum Ausdruck bringt, wenn er von Domitian als „*ducem quondam Quarantaniae terrae*“ spricht, wobei allerdings genau genommen nicht unbedingt von Domitian als dem Herzog von Karantanien die Rede sein muß, sondern es könnte auch von Domitian im Sinne eines Herzogs im Bereich oder im Raum von

Karantanien verstanden werden. Letztere Interpretation würde der Situation zur Zeit der Karolingerherrschaft entsprechen, als mehrere einheimische Fürsten die slawische Bevölkerung beherrschten, wie Losek in seiner Interpretation der entsprechenden Texte der *Conversio* nachgewiesen hat. „Duces“ waren damals slawische regionale Stammesfürsten, wobei sich ausführlichere Hinweise auf deren Stellung und Funktion im Machtgefüge des karolingischen Reiches aus der *Conversio* wie auch aus den anderen schriftlichen Quellen nicht erschließen lassen¹¹. Die Bezeichnung Domitians als „Dux“ ohne jede weitere Konkretisierung findet sich sowohl im Nekrolog des Millstätter Benediktinerklosters¹² („Domitianus dux fundator huius ecclesiae“) als auch im liturgischen Kalender des Millstätter Sakramentars¹³ („Domitiani ducis“). Beide schriftlichen Quellen stammen aus dem zeitlichen Umfeld der Domitians-Vita, also aus der Zeit um 1170. Domitian dürfte also ein slawischer Edler gewesen sein, der im Oberkärntner Raum seine Herrschaft ausübte. In diesem Zusammenhang ist es nicht uninteressant, dass am Hochgosch eine befestigte Siedlung festgestellt werden konnte, die in die Zeit vom 8. zum 9. Jht. zu datieren ist¹⁴. Vielleicht war dort der Sitz eines slawischen Edlen wie Domitian einer war. H.-D. Kahl fasst das Ergebnis seiner Untersuchungen wie folgt zusammen: „Er (Domitian) gehörte offenbar der karantanischen Führerschicht unterhalb der Ebene des Herrschers an. Vielleicht war er damit ein sogenannter „Ban“, vielleicht auch ein regionaler „Knez“, falls nämlich Tassilo nach 772 Karantanien in mehrere Teilherrschaften zerlegt haben sollte, um seinen Erfolg besser abzusichern. Näheres bleibt uns verborgen, denn die Berichterstattung der Legende beschränkt sich ausschließlich auf die Bedeutung ihres Helden für die Millstätter Gegend, blendet alles andere aus“¹⁵.

Das besondere Verdienst Domitians wird in der dem Verfasser der Vita vorliegenden Grabinschrift darin gesehen, dass er „dieses Volk vom Unglauben zum Christentum bekehrte“. Damit verweist die Inschrift das Leben und Wirken des Domitian in eine Zeit, in der die Bevölkerung des umliegenden Gebietes noch heidnisch war und erst durch das Wirken des Domitian für das Christentum gewonnen wurde. Nach den Berichten der *Conversio* spielte sich die Christianisierung Karantanien in der 2. Hälfte des 8. Jhts. ab.¹⁶ Söhne slawischer Fürsten wurden nach Bayern gebracht, dort getauft und im christlichen Glauben erzogen, um schließlich wieder in ihre Heimat zurückgesandt zu werden mit dem erklärten Ziel, ihre Stammesangehörigen zum christlichen Glauben zu bekehren. Solches wird im 4. Kapitel der *Conversio* vom Sohn des slawischen Fürsten Boruth namens Cacatius berichtet, „den sein Vater nach Christenart zu erziehen und zum Christen zu machen bat“.¹⁷ Cacatius wurde nach dem Tode seines Vaters Boruth Fürst der Slawen, starb jedoch bereits nach drei Jahren. An seine Stelle trat Cheitmar, Sohn des Bruders von Boruth, dem die slawischen Völkerstämme das Fürstentum gaben. In seinem Gefolge befand sich der Priester Maioranus vom Kloster St. Peter in Salzburg. Einige Zeit später erfolgte eine Konsolidierung der Salzburger Missionstätigkeit durch Bischof Virgil, der Modestus als Bischof gemeinsam mit mehreren Priestern und Diakonen nach Karantanien sandte und eine Reihe von Kirchen weihte, die wohl als Stützpunkte der Slawenmission dienen sollten. Durch Aufstände nach dem Tode des Fürsten Cheitmar wurde die Missionstätigkeit zunichte gemacht, aber noch unter Bischof Virgil erfolgreich abgeschlossen, also noch vor dessen Tod im Jahre 784, was jedoch nicht heißen muß, dass die gesamte Bevölkerung schon christlich geworden ist, es wird

¹¹ Vgl. Fritz Losek, Herkunft, Funktion und Bedeutung von „duces“ in Salzburger Quellen des 8. und 9. Jahrhunderts. Symposium 1993, S. 2- 13. Studien, S. 123 – 136.

¹² KLA, HS 6/36, fol. 136v.

¹³ KLA, HS 6/35, fol. 84r.

¹⁴ Kordula Gostencnik, Die Ausgrabungen auf dem Hochgosch 1987. Symposium 1997, S. 69 – 88.

¹⁵ Hans-Dietrich Kahl, Bemerkungen zur ältesten Millstätter Domitian-Überlieferung. Symposium 1995, S. 69 – 88.

¹⁶ Herwig Wolfram, *Conversio Baguariorum et Carantanorum*. Das Weißbuch der Salzburger Kirche über die erfolgreiche Mission in Karantanien und Pannonien (Wien-Köln-Graz 1979).

¹⁷ A.a.O., S. 42/43.

sicher noch durch längere Zeit einen heidnischen Bevölkerungsanteil gegeben haben. In dieses Umfeld fällt nach der Vita das Wirken des Domitian. Es wird von seiner Taufe durch einen Salzburger Bischof gesprochen, wobei es interessant ist, dass im Gegensatz zur Meinung mancher seiner Zeitgenossen, dieser Bischof sei Rupert gewesen, der Verfasser der Vita sich für einen seiner Nachfolger ausspricht. Er will also für Domitian nicht die besondere Auszeichnung einer Taufe durch Rupert selbst, den Gründer der Salzburger Kirche, in Anspruch nehmen, gleichzeitig entspricht aber seine Annahme den historischen Gegebenheiten, da die Karantaniemission erst nach Rupert einsetzte und dementsprechend die Taufe von Söhnen slawischer Fürsten auch erst später, näherhin für die Zeit Bischof Virgils anzusetzen ist. Mit Bedauern stellt der Verfasser fest, dass er über den Zeitraum des Wirkens von Domitian aus den ihm zur Verfügung stehenden Quellen keine Angaben machen könne, verweist aber auf eine frühere Grabinschrift, in der ein entsprechender Hinweis enthalten gewesen sei, der aber „durch die Nachlässigkeit und die Schuld früherer Generationen zerstört wurde“. Da die vom Verfasser zitierte und zu seiner Zeit vorhandene Grabinschrift in sich geschlossen ist und keinen Hinweis auf eine Zeitangabe offen lässt, kann es sich nur um die ursprüngliche Grabinschrift handeln, die dann in die Zeit unmittelbar nach dem Tode Domitians zu datieren wäre. Ein glücklicher Zufall führte zur Wiederentdeckung eines Marmorfragments, das bereits in der Zeit um 1910 bekannt war und damals auch vermutlich von Robert Eisler photographiert worden war. Franz Glaser konnte unter Zuhilfenahme der Domitians-Vita das Fragment, das einen eindeutigen Hinweis auf die Zeit Kaiser Karls d. Großen enthält, wie folgt ergänzen: „HIC QUIESCIT DOMICIANUS DUX QUI KAROLI IMP. TEMPORIBUS PAGANITATEM DEVICIT ET POPULUM AD FIDEM CONVERTIT“.



Abb.1 : Fragment der Domitian-Grabinschrift

Die Textrekonstruktion mag zwar in manchen Details hypothetisch sein, gesichert ist jedoch der Hinweis auf die Zeit Kaiser Karls d. Großen, in die das Wirken des Domitian

fiel.¹⁸ Wenngleich genau genommen Karl d. Große erst zu Weihnachten 800 in Rom zum Kaiser gekrönt wurde und den Titel bis zu seinem Tode im Jahre 814 trug, so kann doch die gesamte Zeit der Herrschaft Karls gemeint sein, nämlich die Zeit von 768 bis 814. Man kann daher festhalten, dass das Leben und Wirken des Domitian in die 2. Hälfte des 8. Jhts. und die ersten Jahrzehnte des 9. Jhts. zu datieren sind und er in diesem Zeitraum für die Bekehrung der Slawen im Raum von Millstatt und darüber hinaus Oberkärntens eine bedeutende Rolle gespielt hat. Zu dieser Rolle Domitians meint Fr. Glaser: „Möglicherweise schuf Domitian, der offenbar auf Seiten Karls des Großen stand, gewisse Grundlagen, die für eine zunehmende Bedeutung Millstatts maßgeblich waren, während das vermutlich tassilonische Kloster in Molzbichl schließlich zugrunde ging. In den Fragenkomplex Millstatt und Molzbichl muß man auch die frühmittelalterliche befestigte Anlage auf dem Hochgosch einbeziehen. Eine bedeutende Rolle wird auch die frühmittelalterliche Kirche unter St. Wolfgang am Fratres spielen, da von der prächtigen Marmorausstattung bislang unerkannte reliefierte Ciboriumsplatten erhalten sind. Als Zeitgenossen Domitians sind auch die Bestatteten im Gräberfeld von Rosenheim, Gemeinde Baldramsdorf anzusehen. Die Ost-West-Ausrichtung läßt sie als Christen erscheinen, welche noch teilweise die Beigabensitte als Brauch übten. Das kleine aussagekräftige Gräberfeld befand sich vermutlich nicht bei einer Kirche. Es ist das erste ergrabene seiner Art aus dem ausgehenden 8. Jh. in Kärnten. Damit sei nur angedeutet, zu welchen wichtigen historischen Fragen die Archäologie ihren Beitrag leisten können“¹⁹

In der vom Verfasser der Domitians-Vita zitierten Grabinschrift wird Domitian als erster Gründer der Kirche von Millstatt bezeichnet, was indirekt auf einen „zweiten Gründer“ verweist. Im Nekrolog des Benediktinerklosters Millstatt, der ja ungefähr zur gleichen Zeit angelegt wurde, wird sowohl Domitian als „fundator huius ecclesiae“ bezeichnet als auch der bayerische Pfalzgraf Arbo und dessen Bruder Poto, die gemeinsam das Benediktinerkloster Millstatt begründeten und damit auch zu Gründern der Kirche von Millstatt wurden²⁰. Die zitierte Grabinschrift kann daher erst aus der Zeit nach der Gründung des Klosters stammen, vermutlich steht sie in Zusammenhang mit der Wiederentdeckung der Reliquien durch Abt Otto um 1130/40. Inwiefern Domitian als Begründer der Kirche von Millstatt zu verstehen ist, wird im Bericht der Domitians-Vita dargelegt. Nach seiner Taufe durch einen Salzburger Bischof kam Domitian in das Gebiet von Millstatt und fand dort „eine nicht unbedeutende Verehrung von Götzen vor“. Vermutlich befand sich an dem Ort eine slawische heidnische Kultstätte, in der zahlreiche Statuen verschiedenster Götter aufgestellt waren und verehrt wurden.²¹ In diesem Zusammenhang greift der Verfasser eine vermutlich im Kloster entstandene Volksetymologie für die schon zu seiner Zeit bestehende Ortsbezeichnung auf, die diesen Namen auf „mille statuæ“ d. h. tausend Statuen zurückführt, die sich in diesem slawischen Heiligtum befanden, wobei „tausend“ als gleichbedeutend mit „sehr viele“ zu verstehen ist. Domitian entfernte diese Statuen und zerstörte sie; er liess das Heiligtum der „tausend Götzen“ als christliche Kirche zu Ehren „Aller Heiligen“ weihen. Domitian hat also nicht einen Neubau errichten lassen, sondern ein bestehendes heidnische Heiligtum in eine christliche Kirche umgewandelt. Es muß sich also um ein Gebäude gehandelt haben, das als christliche Kirche verwendbar war. Über die Gestalt slawischer Heiligtümer, wie weit sie feste Bauten waren oder eher umfriedete Haine, haben wir nur spärliche Informationen. Es wäre aber in Millstatt gut denkbar, dass ein ursprünglich römisches Heiligtum von den Slawen für ihren Kult übernommen wurde, um dann von Domitian in eine christliche Kirche umgewandelt zu werden. Auf ein römisches Heiligtum deutet sowohl ein in Millstatt gefundener Altarstein hin, auf dem eine Wassergottheit

¹⁸ Vgl. Anmerkung 6.

¹⁹ Franz Glaser, Studien, S. 144.

²⁰ KLA, HS 6/36, fol. 136v und 137v.

²¹ Vgl. Hans-Dietrich Kahl, Der Millstätter Domitian (Stuttgart 1999), S. 38 – 51.

dargestellt ist als auch die Tatsache, dass im unteren Teil des Nordturmes der Stiftskirche behauene Marmorblöcke eingefügt sind, die vermutlich von römischen Bauten stammen. Wieweit der Ortskern von Millstatt bereits zur Römerzeit besiedelt war, lässt sich aufgrund fehlender Grabungen nicht nachweisen. Die Besiedelung dieses Gebietes ist aber durch Funde in Dellach wie auch durch die frühchristliche Kirche von Laubendorf bezeugt. Das Verhalten des Domitian vergleicht der Verfasser mit dem des Papstes Bonifaz IV. (608 – 615), der Kaiser Phokas (602 – 610) anlässlich dessen Besuchs in Rom um die Überlassung des Pantheons bat und dieses zur Kirche „Maria zu den Märtyrern“ weihte. Die Parallele sieht der Verfasser in einer Umwandlung heidnischer Kultstätten in christliche Kirchen sowie in der Vielzahl der dort verehrten heidnischen Gottheiten, an deren Stelle alle Märtyrer bzw. alle Heiligen treten. Vermutlich ist aber das Patrozinium „Allerheiligen“ der Millstätter Kirche erst zu einem späteren Termin eingeführt worden; erstmals begegnet es in einer Urkunde von 1166²², das ursprünglichere ist hingegen das Salvator-Patrozinium.²³

Neben dieser Kirche befand sich ein kleines Gebäude, in dem der Leichnam des Domitian beigesetzt wurde. Vermutlich hat er selbst diesen Bau als Grabkapelle für sich und seine Familie errichten lassen, dementsprechend dürften auch seine Familienangehörigen dort beigesetzt worden sein. Daß in dieser Grabkapelle Platz für mehrere Grabstätten war, zeigt der Bericht der Vita über die Beisetzung mehrerer Angehöriger der Aribonen-Familie in dieser Kapelle.²⁴ Dies habe der damalige Abt Martin zum Anlaß genommen, die Reliquien des vom Volk verehrten Domitian zu erheben und in die Klosterkirche zu übertragen. Mit diesen Reliquien dürften auch die Gebeine seiner Frau wie auch eines Kindes übertragen worden sein, wie dem in der Vita enthaltenen Bericht über die Wiederentdeckung der Reliquien durch Abt Otto um 1130/40 zu entnehmen ist. Bei den Reliquien habe Abt Otto ein Siegel gefunden, das an der Vorderseite den auf einem Thron sitzenden Herzog mit der Umschrift „Sanctus Domicianus dux fundator huius ecclesiae“ zeigte, während die Rückseite den Text „Haec sunt reliquiae Marie uxoris eius“ aufwies. Vermutlich dürfte dieses Siegel bei der Translation der Reliquien durch Abt Martin diesen beigelegt worden sein und damit für dessen Zeit die Annahme einer Gattin Domitians mit Namen Maria bezeugen.²⁵ Ob diese Tradition weiter zurückreicht, etwa bis in das 9. Jht., kann höchstens vermutet, aber nicht bewiesen werden.

Zusammenfassend kann man festhalten, dass die Vita in Domitian einen slawischen Fürsten sieht, dem damals der Titel Herzog im Sinne eines Stammesführers zukam. Ursprünglich ein Heide, wurde er von einem Salzburger Bischof getauft, kam nach Millstatt und wandelte dort ein heidnisches Heiligtum in eine christliche Kirche um, indem er die zahlreichen Götzenstatuen („Tausend Statuen“) zerstörte und die Kirche Allen Heiligen weihen ließ. Die Bevölkerung des Gebietes bekehrte er zum christlichen Glauben. Sein Wirken fiel in die Zeit der Herrschaft Kaiser Karls des Großen. Über sein sonstiges Leben und Wirken geben weder die in der Vita wiedergegebene Grabinschrift noch die Vita selbst nähere Hinweise. Nach dem Erweis eines Siegels, das bei der ersten Translation –wohl in der Zeit um 1080– den Reliquien beigelegt wurde und in der Vita zitiert wird, war der Name seiner Frau Maria. Es heißt in der Vita nur kurz und bündig, dass Domitian einen guten Lebenswandel geführt habe und sein Leben ohne irgendwelche Streitigkeiten vor Gott und den Menschen vollendete. Diese schlichte und

²² EB. Konrad II. von Salzburg, MHDC III. 410f, Nr. 1096. Das Allerheiligen-Patrozinium steht mit der Reformbewegung von Cluny in Zusammenhang.

²³ Vgl. Adolf Ostendorf, Das Salvator-Patrozinium, seine Anfänge und seine Ausbreitung im mittelalterlichen Deutschland. In: Westfäl. Zeitschrift 100 (1950), S. 357 – 376.

²⁴ Wenn es in einer Urkunde EB Gebhards von Salzburg (1060 – 1088), MHDC1.Erg.Heft, Nr. 327a = Nr. 3039 heißt, dass Arbo in Millstatt zwei Kirchen besessen habe, so dürften damit wohl die seit Domitian bestehende Kirche und die Grabkapelle des Domitian gemeint sein und nicht neben der Kirche in Millstatt eine Kirche im heutigen Obermillstatt.

²⁵ Franz Nikolasch, Das Grab des Domitian von Millstatt und die Translationen seiner Reliquien. Symposium 2001, S. 77 – 113.

allgemeine Charakterisierung im Gegensatz zu den phantasievollen Ausschmückungen späterer Legendenberichte ist ein Zeichen der Glaubwürdigkeit dieses Berichtes aus dem 12. Jahrhundert.

Die nächste schriftliche Quelle zu Domitian ist die von Bischof Johannes von Gurk ausgestellte Translationsurkunde vom 27. Juni 1441, in der von Domitian als dem Begründer der Kirche von Millstatt die Rede ist, der vom Volk sehr verehrt werde.²⁶ In einem Schrein vor dem Altar des Evangelisten Johannes werden seine, seiner Frau Maria sowie eines Knaben Reliquien aufbewahrt, die nach Auskunft der Leute in längst vergangener Zeit in der Kirche aufgefunden, dann im Schrein an verschiedenen Orten in der Kirche verwahrt wurden wie durch mündliche Überlieferungen als auch durch Aufzeichnungen ausführlich bezeugt werde. Die Untersuchung der Reliquien durch den Bischof ergab, dass es sich tatsächlich um Gebeine eines Mannes, einer Frau und eines Kindes handelt. Aufgrund dieses Berichtes kann man vermuten, dass zwar im Volk die Verehrung des Domitian lebendig war, die Angehörigen des Klosters aber anscheinend keine besondere Beziehung zu diesem Heiligen hatten.

Wenige Jahre später datiert die Grabplatte des Domitian, die heute an der Rückwand der Domitianskapelle aufgestellt ist. Sie war Bestandteil des Hochgrabes, das Johann Siebenhirter, der erste Hochmeister des St. Georgs-Ritterordens im Jahre 1492 im nördlichen Seitenschiff der Stiftskirche für Domitian errichten ließ. Dieses Hochgrab wurde von den Jesuiten im Jahre 1633 in die an das nördliche Seitenschiff anschließende neu errichtete Domitianskapelle (heute Annakapelle) transferiert. Die Grabplatte wurde 1717 nach der Umgestaltung der früheren Marienkapelle zur heutigen Domitianskapelle in diese gebracht und dort aufgestellt, wo sie sich heute noch befindet. Das Mittelfeld der Grabplatte zeigt Domitian in voller Rüstung mit einer Fahne sowie einem Wappenschild. Beide, Fahne wie Wappenschild weisen einerseits das Kärntner Wappen mit dem Bindenschild und den drei schreitenden Löwen auf, andererseits das bayerische Wappen mit Rautenfeld und stehendem Löwen. Die Umschrift lautete: „BEATUS DOMITIANUS DUX NORICORUM FUNDATOR HUIUS MONASTERII MILLSTADIENSIS LOCUS LAUDABILIS SUAE SEPULTURAE DOMUS DEO DILECTA 1449“. Zu deutsch: „Der selige Domitian, Herzog der Noriker, Gründer dieses Klosters Millstatt, lobwürdiger Ort seiner Grabstätte, ein von Gott geliebtes Haus 1449“. Vielfach wurde die Ansicht vertreten, dass diese Grabplatte erst für das Hochgrab geschaffen wurde, das der Hochmeister Johann Siebenhirter 1492 für Domitian errichten ließ, denn für die Zeit nach 1441 nach Auskunft der Translationsurkunde von 1441 sollte die Aufbewahrung der Reliquien in der Sakristei erfolgen und über eine Errichtung eines Grabmales in der Zeit nach 1441 gibt es keine urkundlichen Hinweise.²⁷ Die Grabplatte muß aber dennoch 1449 geschaffen worden sein, denn die Rüstung, die Domitian trägt, ist für die Mitte des 15. Jhts. typisch²⁸ und auch die Bezeichnung von Domitian als Gründer „huius monasterii“ verweist auf das Benediktinerkloster, das bis 1469 existierte.²⁹

²⁶ KLA GV A 910. Mehrere Abschriften finden sich unter den Domitiansakten des KLA Millst. Fasc. 53, gedruckt: ASS Februar I. S. 705 sowie MHDC XI., S. 74, Nr. 187.

²⁷ Diese Ansicht habe ich noch in meinem Anmerk.25 erwähnten Beitrag über das Grab und die Translationen der Reliquien des Domitian vertreten

²⁸ Für einen entsprechenden Hinweis danke ich den Mitarbeitern des Steiermärkischen Zeughauses in Graz.

²⁹ Entweder befand sich die Grabplatte von 1449 bis zur Errichtung des Hochgrabes durch Johann Siebenhirter in der Sakristei oder es gab zwischenzeitlich ein urkundlich nicht bezeugtes Domitiansgrab in der Kirche.



Abb. 2: Grabplatte des Domitian von 1449

Gegenüber den Berichten der Domitians-Vita sind zwei Änderungen feststellbar. Zum einen wird Domitian „Herzog der Noriker“ genannt, was ihn entsprechend der damaligen Sicht zum Herzog des späteren Kärnten macht, wie ja auch das Kärntner Wappen in der Fahne und im Schild andeutet. Zum anderen wird er nicht mehr als Gründer der Kirche, sondern als Gründer des Klosters Millstatt bezeichnet, womit er die Rolle des bayerischen Pfalzgrafen Aribio übernimmt, angedeutet im bayerischen Wappen in der Fahne und im Schild. In der Sicht des 15. Jhts. wird Domitian also als Gründer des Klosters Millstatt zu einem bayerisch-kärntnerischen Fürsten, wie auch den schriftlichen Zeugnissen dieser Zeit zu entnehmen ist.

So heißt es in der Kärntner Chronik des Jacob Unrest über die Gründung des Klosters Millstatt: „das kloster hat gestift ainer von Payern, derselb hat eine von Görtz zu gemahel gehabt, derselbigen hayratsguet ist dye gult gewesen, davon er das kloster gestift hat und hat die gult darumb verstift, dasz sie nit in anderer herrn hände cham, den von Görtz zu schaden“.³⁰ In diesem Text wird die Gründung des Klosters Millstatt einem nicht namentlich genannten bayerischen Edlen, „ainer von Payern“ zugeschrieben, der mit einer Frau aus dem Hause Görz vermählt war und deren Heiratsgut zur Gründung des Klosters Millstatt verwendet hat. Um wen es sich bei diesem bayerischen Edlen nach Jacob Unrest handelt, wird in seiner Österreichischen Chronik aufgezeigt: „... Milstatua, das ain saliger hertzog von Payren, genannt Domicianus, der daselb begraben ligt, gestift hat, und dieselb gult ist vor lanngen jaren der von Gortz gewesen und cham mit

³⁰ Jakob Unrest, *Chronicon Carinthiacum*; in: S. Hahn, *Coll. Monumentorum I.* (Braunschweig 1724) S. 528

heyrat gen Payren“³¹. Dieser Text gibt die Interpretation der Inschrift der Grabplatte des Domitian vom Jahre 1449 wieder. Domitian wird als ein bayerischer Herzog bezeichnet, der mit einer Frau aus dem Geschlecht der Görzer vermählt war und aus deren Heiratsgut das Kloster Millstatt gründete. Die Gestalt des Herzogs Domitian verdrängt so den Pfalzgrafen Aribio und wird dadurch auch zum Gründer des Klosters Millstatt. Es scheint also gegen Mitte des 15. Jhts. die Gründung von Kirche und Kloster Millstatt miteinander verschmolzen zu sein und beide Gründungen werden Domitian zugeschrieben, obwohl die Aufzeichnungen der Domitians-Vita, deren heute noch bestehende Abschrift der ersten Hälfte des 15. Jhts. zugeschrieben wird, eine andere Sprache sprechen. Die Erinnerung an den eigentlichen Gründer des Klosters, nämlich Aribio, blieb in der Annahme erhalten, dass Domitian bayerischer Herzog war und mit einer Frau aus dem Geschlecht der Görzer Grafen verheiratet war, deren Heiratsgut für die Stiftung des Klosters Millstatt verwendet wurde.

Die Charakterisierung des Domitian als bayerischer und kärntnerischer Herzog begegnet uns auch auf Werken bildender Kunst, die zu Ende des 15. Jhts. Entstanden sind, wie dem gotischen Tafelbild des Meister Thomas von Villach, das ursprünglich Bestandteil eines Flügelaltars in der Stiftskirche Millstatt war und sich heute im Museum der Stadt Villach befindet³² und dem Fresko am Friedhofseingang,³³ das ebenfalls dem Meister Thomas von Villach und seiner Schule zugeschrieben wird. Beide Darstellungen stammen aus der Zeit der Georgs-Ritter. In beiden Darstellungen trägt Domitian Fahne und Wappenschild mit den Wappen von Kärnten und Bayern.



Abb.3: Tafelbild des Meister Thomas von Villach

³¹ Jakob Unrest, Österreichische Chronik, in: K. Grossmann, MGH SS NS XI (Weimar 1957), S. 23. Original: ÖNB Wien, Cod. Vindob. 8007.

³² Janez Höfler, Zum Neuerwerb der Millstätter Flügelbilder des Thomas Artula im Museum der Stadt Villach. In: Neues aus Alt-Villach, 37. Jahrbuch des Stadtmuseums (2000), S. 143 – 172.

³³ Vgl. Dehio Kärnten, 3. Aufl. (Wien 2001), S. 545: um 1490/1500.



Abb. 4: Fresko am Friedhofseingang

Leider stehen uns abgesehen von den beiden Chroniken des Jacob Unrest keine weiteren schriftlichen Quellen zur Verfügung, die uns nähere Aufschlüsse über das damalige Verständnis des Domitian geben könnten, wir können aber davon ausgehen, dass die Autoren vom Anfang des 17. Jahrhunderts in ihren Berichten wohl auf Traditionen dieser Zeit zurückgreifen.

Als erster dieser Autoren ist Wolfgang Lazius zu nennen, Historiograph Kaiser Ferdinand II., der in seinem 1602 veröffentlichten Werk „De migratione gentium“ ausführlich auch über Domitian und die Gründung von Kirche und Kloster in Millstatt berichtet.³⁴ Bereits in der Einleitung erwähnt Lazius, dass Domitian durch Bischof Virgil von Salzburg für den christlichen Glauben gewonnen wurde und vor seiner Taufe Walchun geheißen habe³⁵. Nach Lazius war Domitian der achte Herzog, der in Kärnten herrschte. Als Vorgänger werden Herzöge genannt, deren Namen sich zum Großteil in den Berichten der *Conversio Baguariorum et Carantanorum* finden, wie Cetemarus (Cheitmar), Waldunco, Theodo, Inguon. Zusätzlich werden als Herzöge genannt Codolaus, Baldaricus und Ludovicus, auf den Domitian gefolgt sei. Über Domitian, der wegen seines vorbildlichen Lebens und der Wunder in die Zahl der Heiligen aufgenommen wurde, schreibt Lazius, dass er mit Maria, der Tochter des Herzogs von Meranien vermählt war, mit ihr gemeinsam errichtete er die Kirche in Millstatt, entfernte die tausend Götzenstatuen und ließ sie im nahen See versenken.

³⁴ Wolfgang Lazius, *De gentium aliquot migrationibus Libri XII* (Frankfurt 1600).

³⁵ A.a.O., Praefatio S. 6.



Abb.5: Unbekannter Barockmaler, Domitian versenkt die Götzensäulen im See

Er habe auch den Bischofssitz in Solio bekräftigt und sei wahrscheinlich der erste gewesen, der mit den von Aeneas beschriebenen Festlichkeiten zum Herzog der Karantaner eingesetzt wurde. Diese Feier fand an dem Sitz statt, den Aeneas als am Feld befindlich beschreibt und an dem er selbst, Lazius, wenige Jahre vor der Niederschrift seines Werkes eine Inschrift in uralten Buchstaben festgestellt hatte, die DUX DOMITI lautete. Bei der ersten Kirche in Millstatt errichtete der Pfalzgraf Erbo (=Aribo) als erster eine Gemeinschaft von Mönchen, denen später Bischof Albert II. von Trient aus der Familie der Grafen von Ortenburg einen Abt gewährte. Dies sei um das Jahr 1340 geschehen. Später wurde diese Abtei von Kaiser Friedrich III. mit Zustimmung des Papstes in den Hauptsitz des St. Georgs-Ritterordens umgewandelt. Lazius berichtet dann auch von der Auffindung der Reliquien des Domitian und seiner Gemahlin Maria in einem verborgenen Sarkophag durch Abt Otto rund 300 Jahre zuvor. Bei dem Sarkophag sei auch folgende Inschrift gefunden worden: DOMITIANUS DUX NORICORUM ET CARENTANORUM CUM UXORE MARIA MERANIENSI PRIMUS FUNDATOR HUIUS ECCLESIAE QUI CONVERTIT ISTUM POPULUM AD CHRISTIANITATEM AB INFIDELITATE. Zu Deutsch: „Domitian, Herzog der Noriker und Karantaner mit seiner Gemahlin Maria von Meranien, erster Gründer dieser Kirche, der dieses Volk vom Unglauben zum Christentum bekehrte“. Dort sei auch sein Bild gefunden worden, nämlich das eines Herzogs, der auf dem Thron sitzt und in seiner

Hand ein Schwert hält. In einem kleinen Gebäude neben der Hauptkirche sei es noch vorhanden.³⁶

Nach diesem Bericht des Lazius und der von ihm zitierten Grabinschrift des Domitian sei dieser Herzog der Volksstämme von Norikum und Karantanien gewesen, habe in Maria Saal den Bischofssitz wiedererrichtet und auf dem Zollfeld als erster die Zeremonien der Herzogseinsetzung vollzogen wie sie in den Berichten des Aeneas Silvio Piccolomini, des Geheimsekretärs von Kaiser Friedrich III., und späteren Papstes Pius II. beschrieben werden. Lazius berichtet ferner, er habe selbst am Herzogstuhl die Inschrift gelesen, die auf Herzog Domitian verweise. War bei Jacob Unrest die Rede davon, dass die Gemahlin Domitians Maria aus dem Geschlecht der Grafen von Görz stammte, so tritt bei Lazius an deren Stelle das Geschlecht der Herzöge von Meranien, ein fiktives Herzogtum, das dem Herrschaftsgebiet der Görzer Grafen in Friaul und Istrien entspricht. Lazius berichtet auch erstmals, dass Domitian bei der Umwandlung des heidnischen Heiligtums von Millstatt in eine christliche Kirche die Götzenstatuen im See versenkte, eine Vorstellung, die dann allgemein übernommen wurde und in allen späteren Legenden wiederkehrt.³⁷

Die Gründung der Klostersgemeinschaft in Millstatt weist Lazius allerdings dem Pfalzgrafen Erbo = Aribio zu.³⁸ Bischof Albert II. von Trient habe sie dann um 1340 zu einer Abtei erhoben³⁹. Diese Annahme steht jedoch im Widerspruch zu allen bekannten schriftlichen Zeugnissen, die einschließlich der Domitians-Vita bezeugen, dass Millstatt von Anfang an eine eigenständige Abtei gewesen sei.

Bedeutsam ist die Wiedergabe der Grabinschrift, insofern sich ihr Inhalt teilweise mit dem Wortlaut der durch die Domitians-Vita bezeugten Grabinschrift deckt, teilweise aber davon abweicht, nämlich im Hinweis auf die Zuordnung der Herzogswürde für das Gebiet der Noriker und Karantaner sowie im Hinweis auf die Gemahlin Maria von Meranien. Der Hinweis auf eine Gemahlin namens Maria findet sich nach der Domitians-Vita auf dem Siegel, das Abt Otto bei den Reliquien des Domitian gefunden hat. Neu ist die Verschmelzung der Gattin des Domitian mit der Gattin des Aribio, nämlich Luitgard, von der man heute annimmt, dass sie mit dem Ursprung der Görzer Grafen zu tun hat. Bei der von Lazius zitierten Grabinschrift handelt es sich mit Sicherheit um eine Interpolation bzw. fiktive Ergänzung des durch die Vita bezeugten Textes.

Kurze Zeit nach dem Erscheinen des Werkes von Wolfgang Lazius veröffentlichte Hieronymus Megiser „Historiograph Erzherzog Karls von Österreich, jetzt churfürstlich sächsischer Historiograph und a.o. Professor in Leipzig“, wie es in der Titelangabe heißt, seine „Annales Carinthiae“⁴⁰, in denen er wiederholt auf Domitian und sein Wirken zu sprechen kommt. Megiser zitiert ausführlich Wolfgang Lazius und dessen Angaben über Domitian, dass er mit Maria, einer geborenen Herzogin zu Meran vermählt war, gemeinsam mit ihr die Kirche von Millstatt gebaut und gestiftet habe. Die tausend Säulen habe Domitian „umreissen und in den nahend dabei gelegenen See versenken lassen“ (Lib.VI. cap.31). Auch habe er „die bischöfliche Hauptkirchen im Saal bei unser Frauen also genannt, confirmiret und bestätigt, dass nemlich allda ein Bischof residieren und seinen Sitz jederzeit haben soll“. Domitian sei aber auch „der erste Fürst in Kärnten gewesen, so an dem steinem Stuel am Zollfeld investirt und aufgenommen worden“ (Lib.VI. cap.31). Von Lazius übernimmt Megiser auch den Bericht über die Wiederauffindung der Reliquien durch Abt Otto sowie über die Inschrift und das Siegel, mit dem Bild des Herzogs. Über diese –verglichen mit den Angaben der Domitians-Vita - bereits weitgehend legendären Ausführungen des Lazius hinaus bringt Megiser noch

³⁶ A.a.O., Lib. VI, S. 161.

³⁷ Im Gegensatz zu R. Eisler, der a.a.O. S. 55 Anmerk. 1, schreibt, dass erst Megiser dieses Detail erwähne.

³⁸ A.a.O., S. 167.

³⁹ A.a.O., S. 185.

⁴⁰ Hieronymus Megiser, *Annales Carinthiae* (Leipzig 1612).

zusätzliche Ausschmückungen. So ist Domitian einerseits zur Zeit des Bischofs Virgil ein Herzog in Kärnten, der aus fränkischem Geblüt stammte (VI. cap. 31) und „inmitten der Sklaven die Teutschen regiert und die ersten Grundvesten der Kirchen zu Milstat gesetzt“ hat (Lib. I. cap. 2). Andererseits ist in der Abfolge der Herrscher in Kärnten „Domitianus des fränkischen Geblüts... der fünfzehnte Herzog und vierte Erzherzog in Kärnten, auch der siebzehnte und letzte Herzog in Friaul“ (Lib. VI. cap. 31), dessen Wirken nach Megiser in die Zeit König Ludwigs (des Deutschen) gefallen sei, der ihn zum Nachfolger Herzog Balderichs gemacht habe (Lib. III. cap. 31). Bereits zur Zeit der Herrschaft seines Vorgängers Balderich habe Domitian an einem Krieg gegen Litmusel, den Fürsten von Dalmatien, teilgenommen, der zur Wiedereinsetzung des von Litmusel vertriebenen Hado als Herzog in Dalmatien führte (Lib. VI. cap. 29). In den anschließenden Kapiteln schildert Megiser die Absetzung des Balderich als „Erzherzog in Kärnten“ durch Kaiser Ludwig (cap. 30) sowie die Einsetzung des Domitianus „des fränkischen Geblüts“ an seiner Stelle (cap. 31). Im Kapitel 34 handelt Megiser von einem Aufstand des Herzogs von Mähren Ratislaus Brynno und seines Sohne Etzel gegen die Herrschaft der Franken, nämlich die Herrschaft König Ludwigs. Domitian „Erzherzog in Kärnten und Herzog auf der Windischen Mark“ habe gemeinsam mit dem bayerischen Markgrafen Rathbod den Kampf gegen die Aufständischen geführt und sie besiegt (Lib. VI. cap. 34).

Hintergrund dieser legendären Schilderungen sind Ereignisse aus der Herrschaftszeit Ludwig des Deutschen, der als König des „regnum Bavariae“ in der Zeit zwischen 817 und 876 regierte, einerseits im Zusammenhang mit dem Einfall der Bulgaren nach Pannonien, die 828 zur Absetzung des für die Verteidigung verantwortlichen Markgrafen Balderich von Friaul führten⁴¹, andererseits mit den Auseinandersetzungen zwischen dem Frankenkönig Ludwig dem Deutschen und dem sogenannten „Großmährischen Reich“, das in den dreißiger Jahren des 9. Jahrhunderts durch Moimer I. begründet wurde und unter seinem Nachfolger Rastislav gegenüber dem Karolingerreich ein weitgehende Selbständigkeit und Unabhängigkeit erringen konnte. Ludwig der Deutsche hatte 846 Rastislav an Stelle seines Onkels Moimer I. als Fürsten von Mähren eingesetzt. Im Zusammenspiel mit Karlmann, dem Sohne Ludwigs, hat sich aber Rastislav in zunehmendem Maße von der Frankenherrschaft befreit und unabhängig gemacht. In wiederholten Kriegszügen versuchte Ludwig seine Oberherrschaft wiederherzustellen, hatte dabei aber keinen Erfolg. Rastislav wurde allerdings 870 durch Swatopluk gestürzt⁴². Sieht man sich die Ausführungen Megisers näher an, so ordnet er einerseits das Wirken des Domitian der Zeit des Bischofs Virgil, also der Zeit um 770 zu, andererseits aber auch der Zeit der Auseinandersetzungen mit dem Großmährischen Reich, also der Zeit um 840 bis 870. Ferner ist für Megiser Domitian nicht mehr ein slawischer Edler, der seine Stammesangehörigen zum christlichen Glauben bekehrt, sondern ein fränkischer Herrscher, der über die inmitten der Slawen lebenden Deutschen regiert. Die Ausführungen Megisers sind voll Ungereimtheiten, die eigentlich schon damals als solche hätten erkannt werden müssen, sie bilden aber die Grundlage für weitere phantasievolle Schilderungen des Lebens und Wirkens Domitians.

Einige Jahre nach Erscheinen der *Annales Carinthiae* des Hieronymus Megiser veröffentlichte ein Jesuit namens P. Coronius ein Büchlein über die „Zweyhundert und zwaintzig übernatürlichen Wolthaten“, die Gott auf die Fürsprache des Domitian gewirkt habe⁴³. In diesem Büchlein werden jene Wunder und Gebetserhörungen angeführt, die im Anhang der Domitians-Vita aufgezeichnet sind und die Zeit zwischen 1170 und 1306 umfassen. Coronius will aber auch einen Abriß des Lebens und Wirkens des Domitian

⁴¹ Vgl. H. Dopsch – H. Spatzenegger, *Geschichte Salzburgs, Stadt und Land*, Bd. I/1 Vorgeschichte, Altertum, Mittelalter (Salzburg 1981), S.174 (Beitrag von H. Dopsch über die Zeit der Karolinger und Ottonen).

⁴² Ebda., S.

⁴³ Graz 1615.

geben und bringt diese Angaben im Anschluß an die Aufzeichnung der Gebetserhörungen. Entsprechend den Ausführungen des Megiser schreibt auch Coronius, dass Domitian aus dem Frankenreich stammte und bei Herzog Balderich, dessen Nachfolger er noch werden sollte, in hohem Ansehen stand. Er begleitete ihn auf dem Feldzug gegen Litmusel, den Fürsten von Dalmatien, der von ihnen besiegt wurde. Im Jahre 827 sei er von Kaiser Ludwig zum Nachfolger des Balderich als 15. Herzog in Kärnten eingesetzt worden. Im Jahre 840 habe er den Herzog Ratislav von Mähren und dessen Sohn Hetzel in einer Schlacht besiegt und aus Mähren verjagt. Verheiratet war Domitian mit Maria, geborener Herzogin von Meran in Tyrol. Gemeinsam stifteten und erbauten sie die Kirche von Millstatt und aus dem Heiratsgut der Maria wurde das bei der Kirche befindliche Kloster gestiftet. Wo die Kirche errichtet wurde, befanden sich vorher tausend Säulen, „mille statuae“, von denen der Ort seinen Namen bekam. Diese Säulen ließ Domitian niederreißen und im See versenken. Domitian war auch der erste Fürst, der auf dem von Herzog Inguon errichteten steinernen Stuhl als Herzog eingesetzt wurde. Auch die weiteren Angaben entsprechen den Ausführungen des Megiser bzw. des Lazius, nämlich über die Wiederauffindung der Reliquien durch Abt Otto, über die Grabinschrift und das Bildnis des Herzogs auf dem Thron sitzend und das Schwert in seinen Händen haltend. Dieses Bildnis sei, wie schon Lazius berichtet, in der kleinen Kirche gleich neben der großen Hauptkirche, der heutigen Domitianskapelle zu sehen. Der zweite Anhang befasst sich mit der Geschichte Kärntens und hat als Grundlage die Ausführungen der *Conversio*, allerdings durchsetzt von zahlreichen mythologischen und legendären Elementen wie sie uns schon bei Lazius und Megiser begegnet sind. Breiten Raum nehmen die Ausführungen zum Mahl ein, zu dem Herzog Inguon einlud und das im 7. Kapitel der *Conversio* ausführlich geschildert wird.

Im Jahre 1658 erschien in den *Acta Sanctorum* der erste Band zum Monat Februar, in dem die Biographien der Heiligen und Seligen der ersten sechs Tage des Monats behandelt wird, unter ihnen auch zum 5. Februar die des Domitian, auch Tuitian genannt. Der Artikel stammt vom Jesuitenpater Philipp Algamb, der sich zwischen 1630 und 1640 längere Zeit in Millstatt aufgehalten hatte.⁴⁴ Er kennt die Abhandlungen von Wolfgang Lazius und Hieronymus Megiser, distanziert sich aber weitgehend von deren Inhalt. Für ihn besitzt die *Vita* des Domitian, die von einem Millstätter Mönch um 1170 geschrieben wurde und die er als Anhang seinen Ausführungen beifügt, eine weit höhere Glaubwürdigkeit. In Ergänzung der Angaben dieser *Vita* ordnet er Leben und Wirken des Domitian der Zeit Kaiser Karls d. Großen zu, also den Jahrzehnten vor und nach 800, die Taufe des Domitian sei durch Bischof Virgil erfolgt. Die zahlreichen Götzenstatuen, -die Zahl 1000 sieht Algamb als Umschreibung für eine große Anzahl- dürften nach seiner Auffassung von einem römischen oder gar illyrischen Heiligtum stammen, das die Slawen nach dem Ende der römischen Herrschaft für die Verehrung ihrer Gottheiten übernahmen. In der Überschrift des Artikels wird von Algamb zusätzlich zum Namen „Domitian“ auch der Name „Tuitian“ angeführt, der sich schon in den Ablassbriefen der beiden Kardinäle Jacobus und Alanus vom Jahre 1463 findet. Im Großen und Ganzen kann man sagen, dass die Ausführungen und Angaben der *Acta Sanctorum* sich kritisch mit denen von Lazius und Megiser auseinandersetzen und weitgehend den Angaben der Domitians-*Vita* des Millstätter Mönchs aus der Zeit um 1170 folgen.

Das nächste Dokument, das uns Angaben zum Leben und Wirken des Domitian vermitteln will, ist der sogenannte „*Quinternio Antiquissimus*“, eine Millstätter Chronik aus der Zeit um 1676, die Daten und Ereignisse aus der Geschichte von Millstatt

⁴⁴ *Acta Sanctorum*, Tom. I Februarii p. 702ss. Eine von Algamb angefertigte Abschrift des Textes der Domitians-*Vita* befindet sich im KLA, Millst. Fasc. 53, XXV, Nr. 5, 2. Stück und entspricht dem Original weit mehr als der Druck in den ASS.

zusammenfasst und am Beginn Daten zum Leben des Domitian anführt⁴⁵. Die Angaben liegen auf der Linie von Lazius und Megiser, gehen aber in manchen Details noch darüber hinaus. Als Geburtsdatum des Domitian nennt der Chronist den 6. August 751. Von seinen heidnischen Eltern erhielt er den Namen Dubalcon. Sein Vater war Graf von Tauern mit dem Hauptsitz in der Stadt Taurisca, zwischen Gmünd und dem großen See. Dort standen auch 1000 Götzenstatuen mit verschiedenen Tiergesichtern, wie sie sich auch im Wappen des Ortes Millstatt finden, der von diesen Statuen seinen Namen hat. 772 starben die Eltern, Dubalcon trat das Erbe an, wurde zum Kriegsdienst an den Hof Karls d. Gr. gerufen und erhielt dort eine hohe Stellung. 778 heiratete er die Christin Maria aus dem Geschlecht der Grafen von Görz und wurde durch den Eifer ihrer Frömmigkeit für den christlichen Glauben gewonnen. 781 wurde Dubalcon vom Salzburger Bischof Virgil getauft und erhielt den Namen Domitianus. Er warf die 1000 Götzenstatuen in den Millstättersee und ließ die Bevölkerung dieser Gegend durch eigens dafür aus Salzburg ins Land gerufene Missionare im christlichen Glauben unterrichten. 787 kam es zu einem Krieg gegen Dalmatien; Domitian wurde dorthin gesandt und nach glücklicher Beendigung des Krieges kehrte er wieder in seine Heimat zurück, wo er den neubekehrten Christen die Freiheit gab, das Evangelium öffentlich zu verkünden. Im Jahre 800 wurde Karl d. Gr. zum römischen Kaiser erwählt und zog mit Vornehmen aus allen Provinzen nach Rom; unter ihnen befand sich auch Domitian. Im Jahre 809 wurde Domitian Befehlshaber im Heer des Kaisers in den verschiedensten Grenzgebieten des Reiches, so kämpfte er gegen die Türken(!), wie auch gegen die Sarazenen und Mauren in Spanien. 820 kehrte Domitian zurück, wurde Herzog in Kärnten und am Zollfeld als erster Herzog feierlich inthronisiert. 823 wurde er von Ludwig dem Frommen, dem Sohne Karls, bestätigt. 836 stirbt seine Frau Maria, sie wird in Millstatt begraben und kurze Zeit später stirbt auch das einzige Kind. 837 beginnt Domitian mit dem Bau der Kirche an der Stelle, wo sich die 1000 Säulen befanden, die er in den See hatte werfen lassen. Die Kirche wird zu Ehren der Allerheiligsten Dreifaltigkeit und Allerheiligen errichtet; gleichzeitig wird auch ein Mönchskloster begründet. Dafür beruft Domitian 26 Mönche und einen Verwalter aus dem altherwürdigen Kloster St. Peter in Salzburg. 844 wird der erste Abt namens Abdo berufen, der von Papst Sergius II. und Kaiser Ludwig II. bestätigt wird. Aus dieser Zeit stamme das „Große Choralbuch“, auf Pergament mit goldenen Buchstaben geschrieben und mit Figuren geschmückt, das jetzt noch im Archiv vorhanden ist.⁴⁶ 846 stirbt Domitian, vom Volk als Heiliger verehrt, in St. Veit/Glan. Von dort bringen die Mönche des Klosters den Leichnam nach Millstatt, wo er in der Kirche feierlich beigesetzt wird. Nach der Chronologie des Quinternio erreichte er ein Alter von 95 Jahren. 1181 (verbessert von 1681) schreiben die Mönche das Leben und die Wunder des heiligen Domitian auf, die von Papst Gregor VIII. (1187) approbiert werden. Soweit die Angaben der Chronik des Quinternio über Leben und Wirken des Domitian. Woher der Verfasser seine detaillierten Zeitangaben bezogen hat, bleibt unklar, er beruft sich zwar auf sehr alte Dokumente, die er genauestens verwendet habe, man kann aber davon ausgehen, dass die Quellen für seine abenteuerlichen Angaben eher im Umfeld der beiden Autoren Lazius und Megiser zu suchen sind.

Eine besonders ausführliche Lebensbeschreibung des Domitian hat der Jesuit P. Ignaz Jung, der längere Zeit in Millstatt tätig war, im Jahre 1692 unter dem Titel „Kurzer Inhalt des Lebens des heiligen Domitian, Fürsten und Erzherzogs von Kärnthen, Stifter der Kirche und des Klosters zu Millstatt“ verfasst⁴⁷. Als Quellen scheint auch er vor allem

⁴⁵ „Quinternio Antiquissimus id est ex antiquissimis istrumentis mendosissime descriptus – Domitiani vita“ KLA GV 10/24.

⁴⁶ Vermutlich ist damit das Prunk – Antiphonar des St. Georgs-Ritterordens gemeint, das sich heute in der Universitätsbibliothek Graz befindet.

⁴⁷ Verwendet wurde eine Abschrift, die von Hohenauer um 1850 erstellt wurde und sich im KLA, Archiv des Geschichtsvereins 369, XXVII, b, 85 befindet.

Lazius und Megiser verwendet zu haben, wenngleich er nicht immer deren Ansichten teilt. Einleitend betont er, Kaiser Karl d. Gr. habe unter anderen Ländern auch Kärnten in sein Reich einverleibt und Statthalter eingesetzt, deren erster war Inguon, der zweite Baldarich und der dritte Domitian. Wenn man auch das genaue Geburtsdatum des Domitian nicht kenne, so kann man es doch gegen Ende des 8. Jahrhunderts ansetzen. Domitian stammte aus dem Geschlecht der Grafen von Tauern, und nicht –wie einige meinen- aus Frankreich. Damit war wohl Megiser gemeint, der Domitian „aus fränkischem Geblüt“ abstammen lässt. Das Geschlecht hatte große Besitzungen in Bayern und in Kärnten, Hauptsitz war die „uralte Stadt Teurnea“, das jetzige Radstadt in Salzburg, wo auch Domitian zur Welt kam.⁴⁸ Die heidnischen Eltern gaben ihm den Namen Walducon und erzogen ihn zum Götzendienst, sodaß er die damals in Kärnten lebenden Christen verfolgte und den Glauben unterdrückte. Deshalb habe er auch einen heidnischen Tempel mit 1000 Götzenbildern auf steinernen Säulen errichtet, die wichtigsten Götzenbilder waren drei Statuen mit einem Wolfskopf, einem Löwenkopf und einem Gamskopf; sie wurden von den Benediktinern als Wappen übernommen und dann zum Ortswappen von Millstatt. Erwachsen geworden genoß Domitian hohes Ansehen im ganzen Land und vermählte sich mit Maria, geborener Herzogin von Görz, die eine Christin war. P. Jung widerspricht dann Lazius und Megiser, die Maria als Herzogin von Meran bezeichneten, das jedoch erst rund 300 Jahre später entstanden sei. Das Herzogtum von Görz wurde später in eine Grafschaft umgewandelt. Als Beweis für die Görzer Abstammung der Gemahlin des Domitian beruft sich P. Jung auf eine „uralte deutsche Chronik des Kärnthner Landes“ die in der erzherzoglichen Burg zu Graz aufbewahrt werde und in der es heißt: „Das Kloster Millstatt hat gestiftet Herzog Domitianus, dessen Ehegemahl eine geborene Herzogin von Görz gewesen ist und deren Heirathguet zur Stiftung des Klosters hernach angewendet worden“. Unschwer ist in diesem Zitat Jacob Unrest zu erkennen, der zwar nicht in der Kärntner, sondern in der Österreichischen Chronik Domitian als Gründer des Klosters nennt⁴⁹, in der Kärntner Chronik ist hingegen nur von „ainem von Payern, derselbe hat eine von Görtz zu Gemahel gehabt“ die Rede.⁵⁰ Mit seiner Frau habe Domitian nur einen einzigen Sohn gehabt, der aber kurz nach der Taufe gestorben sei. Auf Betreiben seiner Ehefrau sagte sich Domitian vom Götzendienst los und wurde Christ. Unter Berufung auf Lazius schreibt P. Jung, dass Domitian noch als Heide in Kärnten unter Karl d. Gr. geherrscht habe, unter dessen Sohn Ludwig dem Frommen Christ geworden sei und in der Taufe, die durch Bischof Modestus erfolgte, den Namen Domitian statt seines bisherigen Namens Walduncon angenommen habe. P. Jung verstrickt sich in Widersprüche, da Modestus zur Zeit Kaiser Ludwigs schon längst gestorben war. Aufgrund der Taufe gelobt Domitian, sein Volk zum christlichen Glauben zu bekehren und als erstes zerstört er den von ihm errichteten heidnischen Tempel mit den 1000 Säulen, die er in den See werfen lässt. An der Stelle des Tempels errichtet Domitian die dem Erlöser und Allen Heiligen geweihte Kirche. Aus St. Peter in Salzburg erbat er dann Benediktinermönche für das von ihm errichtete Kloster, das noch keinen Abt haben, sondern zu St. Peter gehören sollte. Domitian habe auch in Maria Saal einen Bischofssitz errichten lassen. Zwar habe schon der Herzog Cheitomar für Bischof Modestus eine Residenz aus Holz errichtet, Domitian hingegen habe den Bischofssitz und die Kirche zu Ehren der Gottesmutter Maria aus Stein erbauen lassen. Dieser Bischofssitz sei bis 1072 erhalten geblieben, als EB Gebhard von Salzburg den Sitz nach Gurk verlegte. P. Jung kommt dann auf die Feldzüge zu sprechen, an denen Domitian teilgenommen habe und hält sich dabei an die Ausführungen des Hieronymus Megiser. So zog Domitian gemeinsam mit Herzog Baldarich gegen den heidnischen Fürsten Litmusel zu Felde, der in

⁴⁸ Hintergrund dieser Annahme dürfte der Besitz eines Hauses in Radstadt sein, das die Benediktiner von Millstatt durch Tausch vom Kloster Admont im Jahre 1191 erworben hatten (MHDC Nr. 1382)..

⁴⁹ Jakob Unrest, Österreichische Chronik, ed. Karl Grossmann, MGH SS, NS XI (Weimar 1957), S. 23.

⁵⁰ Jakob Unrest, Kärntner Chronik, ed. Simon Fr. Hahn, Coll. Monumentorum I. (Braunschweig 1724), S. 528.

Dalmatien eingefallen war und den rechtmäßigen Fürsten Hado vertrieben hatte. Litmusel wurde in der Hauptstadt Salona eingeschlossen. Nach der Eroberung der Stadt wurde Litmusel getötet und der rechtmäßige Herzog Hado wieder eingesetzt. Nach Angaben der „Millstätter Kirchentafeln“ sei dies im Jahre 826 geschehen. Von welchen „Kirchentafeln“ P. Jung redet, ist nicht zu eruieren, denn die beiden erhaltenen Pergamentschriften mit der Domitians-Vita auf Lateinisch und einer deutschen Kurzfassung sprechen nicht davon.

Auf den geschichtlichen Hintergrund dieser Schilderungen wurde schon bei den entsprechenden Angaben H. Megisers hingewiesen, nämlich die Ereignisse um den Slawenfürsten Liudewit, der das slawonisch-kroatische Zwischenstromland zwischen Drau und Save beherrschte und dem Markgrafen von Friaul Balderich unterstand. Ein Aufstand Liudewits, dem sich auch Teile der Karantaner anschlossen, erforderte von 819 bis 822 nicht weniger als fünf italisch-bayerisch-fränkische Heerzüge und fand erst mit der Ermordung Liudewits im Jahre 823 sein Ende.⁵¹ Als nächstes berichtet P. Jung von der Absetzung des Herzogs Balderich, der seinen Aufgaben in der Verteidigung des Landes gegen die feindlichen Bulgaren, die mit anderen „barbarischen Völkern“ in Kärnten eingefallen waren, nicht nachgekommen war und daher von Kaiser Ludwig dem Frommen im Jahre 829 seines Amtes enthoben und durch Domitian ersetzt wurde. H. Dopsch schreibt dazu, dass die Absetzung des Balderich als Markgrafen von Friaul im Jahre 828 erfolgte und seine Mark in vier Grafschaften aufgeteilt wurde. In Karantanien wurden die slavischen Fürsten durch bayerische Grafen ersetzt, um angesichts der fortdauernden Bedrohung durch die Bulgaren eine bessere Kontrolle zu haben.⁵² Nach P. Jung verweise auch die Inschrift auf der Grabplatte des Domitian vom Jahre 1449 auf dessen Einsetzung zum Herzog. Eine weitere deutsche Grabinschrift mit goldenen Lettern, die ebenfalls die Herzogwürde des Domitian nenne, laute: „Hier liegt der selige Domitianus, Herzog der Noriker, Stifter des löblichen Klosters zu Millstatt, bey ihm auch seine Gemahlin und Kind“. Vermutlich befand sich diese Inschrift in der damaligen Grabkapelle des Domitian, der heutigen Annakapelle. Sie befindet sich heute unter dem Glas-Sakrophag des Domitian in der jetzigen Domitianskapelle. In der Nachfolge des Megiser berichtet P. Jung, dass diese Einsetzung des Domitian als Herzog im Jahre 829 am Zollfeld erfolgt sei. Domitian habe den Herzogstuhl errichtet und ihn als erster benützt, das werde auch durch die Inschrift DOM DUX DOMIT am Herzogstuhl bezeugt, von der Lazijs behauptet hatte, sie mit eigenen Augen gesehen zu haben. Auch die eigenartigen Zeremonien bei der Einsetzung der Kärntner Herzöge, die schon Aeneas Silvius Piccolomini geschildert hatte, gehen nach P. Jung auf Domitian zurück. Schließlich berichtet der Verfasser, wiederum in Anlehnung an die Schilderungen des Megiser, vom Krieg gegen die aufständischen mährischen Fürsten, den Domitian gemeinsam mit dem bayrischen Markgrafen Radbod geführt habe und der schließlich mit der Unterwerfung dieser Fürsten geendet habe, sodass das Fürstentum Mähren wiederum unter die Herrschaft Kaiser Ludwig des Frommen gekommen sei. Bereits bei den entsprechenden Ausführungen des Megiser wurde darauf hingewiesen, dass der mährische Aufstand letztlich nicht mit der Unterwerfung, sondern eher mit der Eigenständigkeit und Unabhängigkeit des mährischen Reiches vom karolingischen Reich endete, allerdings erst in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts. Nach diesen glorreichen Kämpfen sei Domitian von Kaiser Ludwig dem Frommen 840 nach Frankfurt zum Reichstag berufen worden und wegen seiner militärischen Erfolge von diesem mit höchsten Ehren bedacht worden. Neben den Berichten des Lazijs und Megiser bezieht sich P. Jung immer wieder auf die „Millstätter Kirchentaffeln“, wo all das aufgezeichnet sei. Sollte es sie jemals gegeben haben, so sind sie leider verloren gegangen; aus ihnen könnte man Rückschlüsse ziehen, zu welcher Zeit diese phantastischen Ausschmückungen der Biographie des Domitian entstanden sind. Schließlich berichtet P.

⁵¹ Vgl. die entsprechenden Ausführungen H. Dopsch in der Geschichte Salzburgs I./1, S. 174.

⁵² Ebda., S. 174f.

Jung noch vom Tod des Domitian, der nach seinen Angaben am 5. Februar des Jahres 842 erfolgt sei. Beigesetzt wurde er in der kleinen Kapelle neben der Kirche, wo auch schon seine Frau Maria und das Kind, die bereits vorher gestorben waren, beigesetzt waren. Die erste Erhebung der Reliquien erfolgte nach P. Jung im Jahre 1127. Was die Verehrung des Domitian betrifft, so übernimmt P. Jung die Schilderungen der Domitians-Vita über die Vigilien an den Samstagabenden und die zahlreichen Kerzen, die angezündet wurden, um auf die Fürsprache des Heiligen Erhörung in den verschiedensten Anliegen zu erhalten. P. Jung schildert auch die weiteren Ereignisse rund um die Reliquien des Domitian entsprechend der Domitians-Vita mit ihren späteren Zusätzen, in denen von den verschiedenen Gebetserhörungen berichtet wird. Schließlich erwähnt er die Erhebungen der Reliquien, die in späteren Zeiten unter den Benediktinern 1441, durch den Hochmeister des St. Georgs-Ritterordens im Jahre 1492 und schließlich durch die Jesuiten im Jahre 1633 erfolgten, die eine eigene Kapelle, die heutige Annakapelle, für die Aufbewahrung und Verehrung der Reliquien des Domitian errichteten. Die letzte Übertragung, von der P. Jung berichtet, fand 1643 statt, bei der die Reliquien in einem gläsernen Sarg beigesetzt wurden. Schließlich kommt P. Jung noch auf die Frage zu sprechen, ob Domitian von der Kirche heiliggesprochen worden sei und führt dazu eine Reihe von Argumenten an, die zumindest bezeugen, dass seit frühesten Zeiten Domitian vom gläubigen Volk als Heiliger bezeichnet und verehrt worden und dies in zahlreichen schriftlichen Zeugnissen festgehalten sei. Außerdem sei erst seit den Zeiten von Papst Alexander III. (1160) die Heiligsprechung dem Papst vorbehalten worden.

Eine weitere Biographie liegt in einer Handschrift vor, die sich im Eigentum der Pfarre Millstatt befindet und in einem ersten Teil sich mit dem Leben und Wirken des Heiligen, im zweiten Teil mit der „öffentlichen Verehrung und Erhebung der heiligen Reliquien des Heiligen Domitian“ befasst und in einem dritten Teil „von etlichen Gnaden und Wunderzeichen, die Gott durch die Fürbitte des Heiligen Domitian gewürket“ handelt⁵³. In einer Schlußnotiz schreibt der Verfasser der Handschrift: „Diese Beschreibung ist einer zu Wien im Jahre 1734 in Druck erschienenen Lebens-Geschichte von Wort zu Wort ganz gleichlautend“. Um welchen Druck und um welchen Verfasser es sich dabei handelt, konnte ich nicht eruieren. Die Ausführungen dieser Handschrift zum Leben des Domitian decken sich weitgehend mit denen der Biographie des P. Jung von 1692, allerdings läßt der Verfasser wie Megiser Domitian „aus hoch-adeligen teutschen Stamme“ hervorgehen. Er sei Sohn oder nächster Anverwandter des Herzogs Inguon gewesen und habe den Namen Waltun getragen. Durch Bischof Virgil oder Bischof Modestus wurde er zum christlichen Glauben bekehrt und erhielt in der Taufe den Namen Domitian oder Tuitian. Um das Jahr 784 trat er die Verwaltung des Erzherzogtums Kärnten an, ungefähr zu Beginn der Herrschaft Karls des Großen. Er vermählte sich mit Maria aus dem Geschlecht der Herzöge von Meran; ob sie Nachkommen hatten, sei trotz der bei den Reliquien der beiden aufgefundenen Gebeine eines Knaben nicht sicher. Domitian kämpft gegen das im Land noch vorhandene Heidentum, gemeinsam mit Bischof Theoderich, der nach dem Tode des Modestus dessen Nachfolger in Kärnten geworden war. Für ihn errichtet Domitian „an jenem Ort, an dem vorhin Modestus gesessen, einen neuen, weit ansehnlicheren Bischofs-Sitz“. Auf diese Überwindung des Heidentums nimmt auch die Grabinschrift Bezug, die davon spricht, dass „Domitian das Volk vom Unglauben zum Christentum bekehrt“ habe. Die bedeutendste Tat aber war die Zerstörung eines heidnischen Tempels zu Millstatt mit 1000 Götzenstatuen. Domitian ließ die Säulen in den See werfen und errichtete zu Ehren des Erlösers, seiner Mutter und Aller Heiligen ein Gotteshaus, ähnlich wie Papst Bonifaz IV. das heidnische Pantheon in eine christliche Kirche umgewandelt hatte, eine Bezugnahme auf die Ausführungen der Domitians-Vita. Die Gründung des Klosters

⁵³ Die Handschrift befindet sich heute als Leihgabe der Pfarre Millstatt im Stiftsmuseum Millstatt.

Millstatt schreibt der Verfasser dem „Herzog Erbo“, gemeint ist der Pfalzgraf Arbo (= Aribio) zu; er folgt darin wiederum der Domitians-Vita im Unterschied zu der seit Jacob Unrest bzw. der Grabplatte von 1449 vertretenen Auffassung, dass Domitian auch Gründer des Klosters gewesen sei. Schließlich kommt der Verfasser noch auf die Zeremonien bei der Einsetzung der Herzöge am Zollfeld zu sprechen, die er wie die vorausgegangenen Autoren auf Domitian zurückführt. Von den kriegerischen Aktivitäten, die bei Lazius, Megiser und Jung einen breiten Raum einnehmen, spricht der Verfasser nur in allgemeinen Redewendungen, ohne konkrete Ereignisse zu nennen. Gestorben sei Domitian „um das Jahr nach der Welt Erlösung achthundert und etwas darüber“.

Abschließend kann man sagen, dass sich die Ausführungen der Domitians-Vita vom ausgehenden 12. Jahrhundert wohltuend von den phantastischen Erzählungen und Ausschmückungen abheben, die seit Beginn des 17. Jhts. die Domitian-Biographien kennzeichnen und zum einen sein Leben und Wirken mit bestimmten Namen und Personen verbinden, die in der *Conversio*, einem der wenigen Zeugnisse geschichtlicher Vorgänge im alpenländischen Raum im 8. und 9. Jahrhundert, genannt werden. Andererseits wird seine Gestalt mit der des Arbo (=Aribio) verschmolzen, der um 1070 das Kloster Millstatt begründete, eine Verschmelzung, die erstmals auf der Domitian-Grabplatte von 1449 und in den Chroniken des Jacob Unrest feststellbar ist, wie auch in den Angaben über die Herkunft seiner Frau Maria aus dem Geschlecht der Grafen von Görz. Die unmittelbaren Urheber der legendären Ausschmückungen dürften aber Wolfgang Lazius und Hieronymus Megiser gewesen sein, die in ihren Darstellungen der Geschichte Kärntens dem Domitian eine besondere Rolle zuschrieben, die dazu führte, dass er zum Landespatron Kärntens wurde und als solcher sogar in Wien bis hin zum kaiserlichen Hof Verehrung fand.⁵⁴ Die Domitians-Vita vom ausgehenden 12. Jahrhundert nimmt zwar auch auf Ereignisse Bezug, die in der *Conversio* geschildert werden, wie etwa die Praxis, dass Söhne slawischer Fürsten in Salzburg im christlichen Glauben unterwiesen und getauft wurden, um dann zurückgekehrt in die Heimat Karantanien die Bevölkerung zum christlichen Glauben zu bekehren, vermeidet aber jede Zuordnung zu bestimmten, dort genannten Personen. Geht man davon aus, dass die *Conversio* keine umfassende detaillierte Darstellung aller damaligen Ereignisse und tätigen Personen geben wollte, so kann man ohne Bedenken die Gestalt des Domitian in diese Zeit einordnen und davon ausgehen, dass er „eine historische Persönlichkeit zur Zeit Kaiser Karls des Großen“ war.

⁵⁴ Seit dem Jahre 1705 ist für Wien eine jährliche Feier um den 5. Februar zu Ehren des Domitian als Landespatron Kärntens nachweisbar. Bereits in einem Bühnenstück zu Ehren des heiligen Domitian, das 1644 von den Klagenfurter Jesuiten für die Kärntner Landstände aufgeführt wurde, wird Domitian als Landespatron bezeichnet.

150 Mönche im Kloster ?

Überlegungen zum Personalstand des Klosters Millstatt unter Abt Otto I.

Johann Tomaschek

Inhaltsübersicht: Eine rätselhafte Textstelle in der Domitian-Legende. – „150 Mönche“, wörtlich genommen. – Zur Symbolik der Zahl 150. – Wie glaubwürdig ist die Domitian-Legende ? – Übersetzung und lateinischer Wortlaut der Textstelle. – Synchronische und diachronische Betrachtung. – Ein Berechnungsversuch im zeitübergreifenden Vergleichsmodell.

Eine rätselhafte Textstelle in der Domitian-Legende

Als ich vor fast zwanzig Jahren zum ersten Mal als Referent an einem Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten teilnehmen durfte, ging es in meinem Beitrag um die Biographie und Chronologie der Millstätter Äbte des 12. Jahrhunderts, insbesondere um die beiden aus Admont hierher berufenen Klosteroberen Otto I. und Heinrich I.¹ Der erstgenannte dieser beiden bedeutenden Prälaten steht nun abermals in gewisser Weise im Mittelpunkt meiner Ausführungen, doch richtet sich das Interesse diesmal nicht so sehr auf die Person als solche, sondern auf den Personalstand des Klosters während seiner etwa 43 Jahre dauernden Regierungszeit (1122/24-1166).

Den Ansatzpunkt für meine Überlegungen bildet eine kleine Textstelle in der Domitian-Legende, ein einziger Satz, der auch bisher schon zu manchen Deutungen und Überlegungen Anlass gegeben hat. Ich will diese Textstelle zunächst einmal, um ihre Bedeutung und Eigenart wie auch die damit verbundenen Missverständnisse in der Forschung besser hervorzuheben, nicht im lateinischen Original-Wortlaut heranziehen, sondern in jener Übersetzung, die Franz Nikolasch erstmals 1993 im Tagungsbericht des Symposiums und dann nochmals in dem Sammelband von 1997 publiziert hat.² Der Satz, auf den es mir hier ankommt, handelt von einem Abt namens Otto; dieser wird (im Wortlaut der zitierten Übersetzung) als „ein eifriger und frommer Mann“ bezeichnet, „der in seiner Klostergemeinschaft 150 Mönche zählte“.

Was nun den genannten Abt Otto betrifft, so hat man diesen in der älteren Literatur noch nicht mit Otto I. identifiziert. Robert Eisler³ und in seiner Nachfolge auch Erika Weinzierl-Fischer⁴ haben angenommen, dass damit ein gleichnamiger Abt des 13. Jahrhunderts gemeint sei, und beide haben die ungewöhnlich hohe Zahl von Mönchen als Indiz für eine Blütezeit des Klosters angesehen. In jüngerer Zeit hat Franz Nikolasch jedoch den Nachweis dafür erbracht, dass sich die Ereignisse, die in der Domitian-Legende in Verbindung mit diesem Abt Otto berichtet werden, schon im 12. Jahrhundert abgespielt haben müssen; es kann daher nur jener Abt gemeint sein, der nunmehr – nicht zuletzt

¹ Johann TOMASCHEK, Zur Biographie und Chronologie der Millstätter Äbte des 12. Jahrhunderts. In: Franz NIKOLASCH (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten, Tagungsband 1990, S. 1-25. Neuerdings gedruckt in: Franz NIKOLASCH (Hrsg.), Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten, Klagenfurt 1997, S. 341-362.

² Ich beziehe mich im Folgenden auf die zweitgenannte Veröffentlichung: Franz NIKOLASCH, Die Entwicklung der Legende des Domitian von Millstatt. In: Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (wie Anm. 1), S. 151-181; der zitierte Satz steht dort auf S. 175, Zeile 57-59.

³ Robert EISLER, Die Legende vom hl. Karantanerherzog Domitianus. In: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 28 (1907), S. 52-116. Der Autor verlegt den in der Domitianslegende genannten Brand in die Mitte des 13. Jahrhunderts und schreibt dazu auf S. 113: „Unmittelbar darauf wurde unter Abt Otto mit dem Neubau begonnen. Das Kloster besaß damals laut Angabe der Legende 150 Mitglieder, die Laienbrüder ungerechnet“.

⁴ Erika WEINZIERL-FISCHER, Geschichte des Benediktinerklosters Millstatt in Kärnten, Klagenfurt 1951, S. 35: Das Kloster habe unter Abt Otto III. „in der Mitte des 13. Jahrhunderts den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht ... Nach der Millstätter Haustradition bestand der Millstätter Konvent zu dieser Zeit aus 150 Mitgliedern, ein weiterer Beweis für die damalige Bedeutung des Klosters.“

auf der Grundlage meines Symposiums-Beitrages von 1990 – als Otto I. bezeichnet wird.⁵

Hatten Eisler und Weinzierl-Fischer noch keine Bedenken, die Zahl von 150 Mönchen für bare Münze zu nehmen, und wurde diese Zahl auch später noch weitgehend kommentarlos zitiert, so hat sich Wilhelm Deuer in seinem Beitrag zur *Germania Benedictina* eher skeptisch dazu geäußert: Er hält diese große Zahl, „auch hinsichtlich einer Zuordnung in die klösterliche Blütezeit zur Mitte des 12. Jahrhunderts“ für „zu hoch gegriffen“, und er sieht darin einen „Topos zur Bedeutung Millstatts“⁶. Ich gestehe gerne, dass ich diese Einschätzung auch selbst noch vor einigen Jahren geteilt habe.⁷

Dass es heutzutage schwer fällt, sich in Millstatt (oder überhaupt in irgend einem Ordenshaus) einen Konvent von 150 Mönchen vorzustellen, liegt vielleicht auch daran, dass es jedenfalls in Österreich in neuerer Zeit kein Benediktinerkloster mit einem derart hohen Personalstand gegeben hat und auch gegenwärtig nicht gibt: Die mitgliederstärksten Konvente sind derzeit (im Herbst 2009) Kremsmünster mit 60 und Göttweig mit 48 Ordensmännern, dann folgt eine Gruppe von Abteien mit rund 30 Angehörigen und schließlich gibt es mehrere Klöster mit nur etwa einem Dutzend oder noch weniger Patres und Fratres.⁸ Natürlich gab es ehemals auch höhere Zahlen: So hatte der Admonter Konvent im Jahre 1840 mit nicht weniger als 97 Mitgliedern den höchsten sicher nachweisbaren Personalstand der gesamten Stiftsgeschichte zu verzeichnen, doch waren mit dieser großen Zahl von Ordensmännern mehr als 30 Pfarren mit Seelsorgern und zwei Gymnasien mit Lehrern zu besetzen;⁹ solche personalintensive Tätigkeitsbereiche kannte man aber in einem hochmittelalterlichen Kloster nicht.

Es wird sich später nochmals die Gelegenheit ergeben, Vergleiche zwischen den personellen Verhältnissen benediktinischer Ordenshäuser in Mittelalter und Neuzeit anzustellen; nun aber wollen wir uns in den Zeithorizont des Abtes Otto I. begeben und versuchen, die in der Domitian-Legende überlieferte Zahl von 150 Mönchen unter verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten.

„150 Mönche“ wörtlich genommen

Wenn wir zunächst einmal aus methodischen Gründen davon ausgehen, dass die Zahlenangabe „150 Mönche“ wörtlich zu nehmen sei, müssen wir uns danach umsehen, was es denn aus der Zeit des Hochmittelalters im österreichischen Raum an verlässlichen Überlieferungen über die Anzahl von Klosterangehörigen gibt. Um es gleich vorwegzunehmen: Das Ergebnis einer diesbezüglichen Recherche fällt ziemlich mager aus, weil aus diesem Zeitraum so gut wie keine Personalstands-Verzeichnisse erhalten sind (zwei bemerkenswerte Ausnahmen werden wir noch kennen lernen) und die Reihen der Professurkunden bestenfalls im 14. Jahrhundert ihren Anfang nehmen.¹⁰ Die Nekrologe – auf die ich ebenfalls noch zu sprechen kommen werde – bieten uns

⁵ Siehe den in Anm. 2 genannten Aufsatz, speziell S. 156f; der große Brand wird nun – im Unterschied zu der von EISLER vorgelegten Datierung, schon zwischen 1120 und 1125 angesetzt und die Angabe über die „150 Mitglieder des Konvents“ entsprechend auf Abt Otto I. bezogen.

⁶ Wilhelm DEUER, Millstatt. In: Ulrich FAUST und Waltraud KRASSNIG (Bearb.), *Die benediktinischen Mönchs- und Nonnenklöster in Österreich und Südtirol*, Band 2 (= *Germania Benedictina III/2*), St. Ottilien 2001, S. 759-822; der zitierte Passus steht auf S. 783.

⁷ Johann TOMASCHEK, Die Legende vom Herzog Domitian, dem „ersten Gründer“ von Millstatt. Ein neuer Deutungsversuch im Anschluß an Robert Eisler. In: *Carinthia I* 190 (2000), S. 143-164; dort ist auf S. 161 zu der Zahl von 150 Klosterangehörigen die folgende Einschätzung zu lesen: „Hier haben wir es unverkennbar mit dem Versuch zu tun, dem genannten Abt (Otto I.), der ohnedies zu den bedeutendsten Persönlichkeiten in der Geschichte des Klosters gehörte, noch zusätzlichen Glanz zu verleihen.“

⁸ Statistik der Österreichischen Kongregation, Stand 1. Oktober 2009. In: *Direktorium für Chorgebet und Eucharistiefeier der Österreichischen Benediktinerkongregation*, Kirchenjahr 2009/2010, herausgegeben im Auftrag des Generalkapitels, Göttweig 2009, S. 273.

⁹ Siehe dazu: *Catalogus antiquissimi monasterii Admontensis Ordinis S. Benedicti*, Vindobonae 1840.

¹⁰ Aus Millstatt ist das früheste derartige Dokument aus der Zeit des Abtes Gunther (1319-1321) vorhanden; siehe dazu: Erika WEINZIERL-FISCHER (wie Anm. 4), S. 118.

zwar eine große Zahl von Namen, doch wissen wir nur in den allerwenigsten Fällen, wann die in diesen Toten-Gedenkbüchern verzeichneten Personen ins Kloster eingetreten und in welchem Jahr sie verstorben sind. Zur Erstellung von Konventlisten für ein bestimmtes Stichjahr sind sie daher nicht geeignet.

Das älteste vollständige Personalstands-Verzeichnis, das uns für ein österreichisches Benediktiner-Kloster aus dem 12. Jahrhundert zur Verfügung steht, stammt aus dem Stift Admont und ist sogar auf den Tag genau datiert: Es wurde am 19. Mai 1198 abgefasst und bildet die Zeugenliste einer Urkunde, die Abt Rudolf an dem genannten Tag in einer wichtigen innerklösterlichen Angelegenheit ausstellen ließ (es ging um Budget-Umschichtungen, von denen mehrere Amtsträger betroffen waren). Am Schluss heißt es in diesem Schriftstück: „Huic actioni interfuerunt omnes de choro nostro temporis eiusdem“, und zu diesem gesamten „chorus noster“ gehörten sowohl die „literati“ (die Professmönche) als auch die „illiterati“ (die des Lesens und Schreibens nicht kundigen Konversen) und somit tatsächlich „omnes personae nostri conventus“; in Anspielung auf ein Psalmwort steht dann sogar noch abschließend „scilicet senes cum iunioribus“.¹¹

Die Reihenfolge in der Aufzählung der Konventmitglieder orientiert sich in dieser Urkunde nicht so sehr am „Seniorat“, also an der durch das Eintrittsdatum festgelegten klösterlichen Rangordnung, sondern in erster Linie an den Weihegraden. Hier finden wir nun 22 Priester-Mönche (darunter auch den Prior), sechs Diakone, fünf Subdiakone und zehn Laienbrüder; das ergibt in Summe 43 Klosterangehörige; der Abt als Aussteller ist da noch nicht mitgezählt – mit ihm sind es also 44 an der Zahl.

Nun könnte man freilich die Frage stellen, wie weit sich denn ein Vergleich zwischen der Admonter Konventliste von 1198 mit den Millstätter Verhältnissen zur Zeit des Abtes Otto anstellen lässt. Chronologisch gesehen, liegen zwar einige Jahrzehnte dazwischen, und die örtlichen Gegebenheiten sind natürlich auch nicht in jeder Hinsicht zu vergleichen. Es kann daher wohl Unterschiede in der Zahl der Ordensmänner in diesen beiden Abteien gegeben haben, doch ist nicht anzunehmen, dass man in Millstatt um die Mitte des 12. Jahrhunderts mehr als drei Mal soviel Mönche wie am Ende dieses Säkulums in Admont gezählt hätte. Und wenn man schon vergleicht, dann würde man im Hinblick auf die Dotierung dieser Klöster und ihre Aufgabenbereiche eher für das steirische als für das kärntnerische Kloster eine größere Zahl an Mönchen annehmen.

Blicken wir nun auch noch kurz auf ein anderes benediktinisches Ordenhaus, das sich im Mittelalter stets zu Kärnten gehörig wusste und uns aus der Zeit um 1225 eine komplette Liste seiner Konventmitglieder hinterlassen hat. Es handelt sich um die Abtei St. Lambrecht, wo man zur genannten Zeit in einen Streit mit dem Erzbischof von Salzburg verwickelt war und es daher für ratsam hielt, die Zustimmung des gesamten Konvents zu einem Vergleich in dieser Sache einzuholen. In der hierüber ausgestellten Urkunde werden 43 Klosterangehörige namentlich angeführt: Abt und Prior, neun Offizialen mit ihren Amtstiteln, sodann 20 weitere Priester-Mönche, zwei Diakone, vier Subdiakone und sechs Laienbrüder. Auch in dieser Liste dürften also – wie es in der Admonter Urkunde geheißen hatte – sämtliche „litterati“ und „illiterati“ und somit „senes cum iunioribus“ enthalten sein.¹²

Wenn auch die St. Lambrechter Konventliste zeitlich noch etwas weiter weg von der Epoche des Abtes Otto I. in Millstatt liegt, so kommt sie doch mit dem Admonter Personalstand von 1198 weitgehend überein, wenn man auch vermuten darf, dass die Zahl der Ordensmänner in den beiden Abteien um die Mitte des 12. Jahrhunderts noch etwas höher war. Aber auf nur annähernd 150 Mönche ist man da wie dort bestimmt nicht gekommen – dagegen sprechen nicht zuletzt die ökonomischen und die räumlichen

¹¹ Jakob WICHNER, Geschichte des Benediktinerstiftes Admont vom Tod des Abtes Irimbert bis zum Tod des Abtes Heinrich II. (1177-1297), Admont 1876, S. 53f; die Edition des Urkundentextes steht auf 258f. – Die Anspielung „senes cum iunioribus“ bezieht sich auf Psalm 148,22.

¹² Benedikt PLANK, Geschichte der Abtei St. Lambrecht. Festschrift zur 900. Wiederkehr des Todestages des Gründers Marquard von Eppenstein 1076-1976, St. Lambrecht 1976, S. 29. Der vollständige Text der Urkunde ist zu finden in: Josef von ZAHN (Bearb.), Urkundenbuch des Herzogtums Steiermark II, Graz 1879, Nr. 231 (S. 323f).

Gegebenheiten. Die Größe einer Mönchsschar hing ja nicht zuletzt von den wirtschaftlichen Ressourcen einer Abtei ab, und an dieser Zahl orientierte sich dann auch die Dimensionierung der Klostergebäude. Nachdem man aber in Admont und St. Lambrecht – soweit uns dort die Ausdehnung der mittelalterlichen Anlage bekannt ist – die klösterlichen Räumlichkeiten auf sicher nicht viel mehr als 50 Mönche berechnet hatte, ist nicht zu erkennen, dass die Regularräume in Millstatt auf die dreifache Konventgröße ausgelegt gewesen wären.¹³

Was die wirtschaftlichen Voraussetzungen für die Erhaltung einer bestimmten Anzahl von Ordensleuten betrifft, so lässt sich dazu ein vielleicht etwas entlegen anmutendes, aber recht instruktives Beispiel präsentieren: Das ehemalige Zisterzienserkloster Bronnbach im württembergischen Taubertal hat über einen stattlichen Grundbesitz von rund 2.500 Hektar in besten Lagen und entsprechend reiche Erträge verfügt. Im 14. Jahrhundert hat man dort im Rückblick eine Berechnung angestellt, der zu Folge diese ökonomische Basis in der Vergangenheit stets ausgereicht hatte, um 34 Mönche zu versorgen – diese Zahl wurde als „herkömmlich“ angesehen.¹⁴ Natürlich ist ein Vergleich mit Millstatt auch in diesem Fall nur mit der gebotenen Vorsicht möglich; dass man aber hier in früherer Zeit einmal über rund vier Mal so viel Vermögen und Einkommen wie Bronnbach verfügt hätte, ist nicht nur ziemlich unwahrscheinlich, sondern schlechthin undenkbar.

Während es schon die genannten Vergleichsbeispiele ausschließen, einen Personalstand von 150 Mönchen zu Abt Ottos Zeit in Millstatt als plausibel anzusehen, gibt es noch ein weiteres Argument, das eine solche Zahl vollends ins Reich der Unmöglichkeit verweist: Wir kennen ja tatsächlich so gut wie alle Ordensmänner, die zu dieser Zeit hier gelebt haben, genauer gesagt: Wir kennen ihre Namen. Diese finden sich fein säuberlich in kalendarischer Abfolge in dem bereits erwähnten Totenbuch eingetragen, von dem wir wissen, dass sein Grundstock im Zeitraum 1187 bis 1194 angelegt wurde¹⁵. Wie sich aus den Eintragungen ersehen lässt, sind hier offenbar seit der Zeit des Abtes Gaudentius so ziemlich alle Todesfälle von Angehörigen dieses Ordenshauses verzeichnet; die Gesamtzahl der in etwas mehr als 100 Jahren verstorbenen Mönche im engeren und eigentlichen Sinne dieses Wortes¹⁶ beläuft sich jedoch auf insgesamt nicht mehr als 74 ! Wenn auch anzunehmen ist, dass zur Zeit der Abfassung des Nekrologs noch eine Reihe von Professoren aus der Zeit des Abtes Otto am Leben war, so würde man doch nie auf eine Zahl von 150 kommen, zumal ja in den 74 Verstorbenen auch jene aus der Zeit vor Abt Otto enthalten sind. Selbst wenn man dann auch noch die gleichfalls im Nekrolog verzeichneten 55 Laienbrüder dazu zählt (die ja keine Mönche im eigentlichen Sinn des Wortes waren), liegt die Gesamtsumme erst bei 129, die sich allerdings – daran sei hier nochmals erinnert – nicht auf die Regierungszeit des Abtes Otto I. bezieht, sondern auf einen Zeitraum von über 100 Jahren erstreckt.

Zur Symbolik der Zahl 150

¹³ Auch Wilhelm DEUER (wie Anm. 6) äußert sich dazu ganz ähnlich, ohne die genannten Vergleiche mit Admont und St. Lambrecht anzustellen: „Zwar lässt sich ... keine verbindliche durchschnittliche Konventstärke rekonstruieren, doch dürften kaum mehr als 50 Mönche gleichzeitig in Millstatt gelebt haben.“

¹⁴ Leonhard SCHERG, Zur Geschichte der Zisterzienserabtei Bronnbach. In: Peter MÜLLER (Hrsg.), Kloster Bronnbach 1153-1803. 650 Jahre Zisterzienser im Taubertal, Wertheim 2003, S. 11-35; der Hinweis auf die genannte Berechnung steht auf S. 25.

¹⁵ Zur Datierung siehe Sigmund HERZBERG-FRÄNKEL, Über die necrologischen Quellen der Diözesen Salzburg und Passau. In: Neues Archiv 13 (1883), S. 269-304, speziell zu Millstatt S. 304, Anm. 3. Vgl. dazu auch die Einleitung der vom selben Autor vorgelegten Edition in: Monumenta Germaniae Historica, Necrologia Germaniae II: Dioecesis Salisburgensis, Berlin 1904, S. 455. Die Edition selbst umfasst dort S. 455-466.

¹⁶ Im Nekrolog (siehe die in Anm. 15 genannte Edition) steht bei den (Profess-) Mönchen des eigenen Konvents die Abkürzung „m(onachus) n(ostrae) c(ongregationis)“, wo es sich um Träger höherer Weihegrade handelt, sind auch diese angegeben: „pr(es)b(yster)“, „diac(onus)“ oder „subdiac(onus)“; bei den Konversen steht entsprechend „c(onversus) n. c.“.

Nachdem es sich aus den genannten Gründen eindeutig verbietet, die Angabe „150 Mönche“ in einem, wie in der älteren Literatur üblich, „wortwörtlichen“ Sinn zu verstehen, bleibt noch die Möglichkeit, hier eine symbolische oder übertragene Bedeutung zu vermuten. Man weiß ja, dass die Zahlensymbolik in mittelalterlicher Zeit gang und gäbe war, und etwas von dieser Symbolik finden wir zum Beispiel in den Gründungsgeschichten vieler Klöster. Zumeist bestand, so erzählen es die verschiedenen „Fundationes“ quer durch Österreich und darüber hinaus, die Gründungskolonie eines neuen Ordenshauses aus zwölf Mönchen und dem Abt.¹⁷ Hier ist natürlich die sowohl aus dem Alten wie auch aus dem Neuen Testament bekannte, heilige Zwölf-Zahl zu erkennen, die insbesondere in den von Jesus berufenen und unter seiner Leitung stehenden zwölf Aposteln zum Ausdruck kommt. Dieses Bild kommt in der Regula Benedicti ausdrücklich zur Sprache, weil dort vom Abt an zwei Stellen gesagt wird, dass man der festen Überzeugung sei, er stehe der Klostersgemeinschaft „vices Christi“ vor.¹⁸ Es ist daher verständlich, dass man bei Neugründungen von Klöstern dieses biblische Vorbild besonders hervorgehoben und in den Gründungsgeschichten festgehalten hat. Ob es sich dabei auch tatsächlich in jedem Fall um diese heilige Zahl von Personen oder um einen Topos gehandelt hat, wird sich nie in Erfahrung bringen lassen.

Dass bei einer Klostergründung eine Mindestzahl an Ordensleuten verfügbar sein musste, versteht sich hingegen von selbst; immerhin waren neben der Position des Abtes die Ämter des Priors, des Zellerars (später, mit dem Aufkommen der Geldwirtschaft auch eines Kämmerers), des Novizenmeisters, des Gastmeisters und des Kantors zu besetzen. Später kamen Aufgaben in der Wirtschaftsverwaltung, in der Seelsorge und im Skriptorium dazu.

Wir können die symbolträchtige Zahl von zwölf Mönchen nun kurz zum Anlass nehmen, um die Blickrichtung einmal umzudrehen und überhaupt nach Mindestzahlen in der Konventgröße Ausschau zu halten. In der Benedikt-Regel gibt es dafür keine unmittelbaren Anhaltspunkte, doch sind dort Bestimmungen enthalten für den Fall, „dass die Klostersgemeinschaft größer sein sollte“. Dann sollten nämlich nicht mehr alle in einem gemeinsamen Dormitorium, sondern zu je zehn oder je zwanzig auf mehrere Räume aufgeteilt schlafen.¹⁹ Man könnte daraus schließen, dass eine Klostersgemeinschaft jedenfalls dann als „größer“ angesehen wurde, wenn sie mehr als 20 Mönche umfasste. Dass für ein geregeltes klösterliches Leben durchaus keine übermäßig große Schar von Ordensmännern erforderlich sein musste, zeigt sich am (freilich etwas anders gearteten) Beispiel der Kartäuser, die in den einzelnen Klöstern bis ins späte Mittelalter mit der (entsprechend dem oben genannten biblischen Vorbild) festgelegten Zahl von dreizehn Mönchen (einschließlich des Priors) das Auslangen fanden.²⁰

¹⁷ Als Beispiel sei hier nur die „fundatio“ des Stiftes Admont angeführt, das seine Gründung im Jahre 1074 dem tatkräftigen Erzbischof Gebhard von Salzburg verdankt. In dessen Lebensbeschreibung, die auch das Gründungsgeschehen von Admont ausführlich schildert, heißt es ausdrücklich: „In quo nimirum monasterio duodecim monachos sacerdotes ad serviendum Deo ordinavit ...“ (handschriftlich in Cod. Admont. 475 aus der Zeit um 1230 überliefert; Druckausgabe: Monumenta Germaniae Historica, Scriptores 11, S. 36). Siehe dazu: Walter STEINBÖCK, Die Gründung des benediktinischen Reformklosters Admont. Ein Beitrag zur neunhundertjährigen Geschichte seines Bestehens. In: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige 84 (1973), S. 52-81, zur Zwölffzahl des Gründerkonvents S. 77.

¹⁸ Im Kapitel über den Abt (2,2) und über die Rangordnung der Klostersgemeinschaft (63,13): „(Abbas) Christi enim agere vices in monasterio creditur“; Rudolf HANSLIK, Benedicti Regula (= Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum 75), Wien 1960, S. 19 und 147.

¹⁹ Im Kapitel über das Schlafen der Mönche (22,3): „Si potest fieri, omnes in uno loco dormiant; sin autem multitudo non sinit, deni et viceni cum senioribus ... pausent.“ Rudolf HANSLIK (wie Anm. 18), S. 77.

²⁰ Zu dieser „heiligen“ Zahl von (Profess-) Mönchen kamen ursprünglich noch 16 Konversen. Siehe dazu: James HOGG, Kartäuser. In Theologische Realenzyklopädie 17, Berlin / New York 1988, S. 666-673, speziell zu den genannten Zahlen S. 668.

Doch kehren wir nun wieder zu unserer Zahl „150“ zurück. Diese kommt ebenfalls im benediktinischen Raum und insbesondere in der Heiligen Schrift, allerdings nur im Alten Testament, vor. Ein Ordensmann denkt bei „150“ zunächst natürlich an die 150 Psalmen, die er ja nach der alten, von der Benedikt-Regel vorgegebenen Einteilung des monastischen Breviers in jeder Woche zu beten hatte.²¹ Von der Zahl der Psalmen aber eine allegorische Verbindung zu ebenso vielen Mönchen herzustellen, ist selbst den größten Freunden der Zahlensymbolik unter den mittelalterlichen Exegeten nicht eingefallen.

In den Schriften des Alten Testaments finden wir die Zahl „150“ sodann genau zehn Mal ausdrücklich genannt. Zwei Stellen entfallen auf die Erzählung von der Sintflut – zuerst hat es 150 Tage lang geregnet, und dann hat es ebenso lange gedauert, bis die Erde wieder trocken war.²² Hier dürfte also kein symbolischer Zusammenhang mit dem Personalstand eines Klosters herzustellen sein. Ähnlich verhält es sich ganz sicher auch mit jenen Stellen in den Geschichts-Büchern, wo der Geldeswert der im Ausland gekauften Pferde des Königs Salomon mit jeweils 150 Schekel angegeben ist.²³ Die übrigen Belege stehen im Zusammenhang mit Angaben zur Bevölkerung oder zu militärischen Ereignissen, wo 150 eine Grundzahl darstellt, die mit dem hundert- oder tausendfachen zu multiplizieren ist.²⁴

Im Neuen Testament kommt diese Zahl überhaupt nicht vor – in ihre Nähe kommen allenfalls jene 153 Fische, von denen im letzten Kapitel des Johannes-Evangeliums berichtet wird.²⁵ Doch abgesehen davon, dass es in unserer Textstelle nicht 153, sondern 150 heißt, wäre in diesem Fall eine allegorische oder symbolische Deutung auch gar nicht denkbar, weil die Mönche ja im Sinne der oben zitierten Vorstellung vom Abt als Stellvertreter Christi nicht mit den Fischen, sondern allenfalls mit den Aposteln zu vergleichen wären.

Als Fazit können wir also festhalten: Auch im Bereich der Zahlentypologie und –allegorese lässt sich für die in der Domitian-Legende genannte ominöse Zahl „150“ keine Deutung finden; auf irgendwelche Spekulationen mit Teilfaktoren – etwa 50, 30, zehn, fünf oder drei – möchte ich hier gar nicht eingehen, denn sie würden ebenfalls zu keinem Ergebnis führen. Für keinen dieser Teilfaktoren lässt sich in der Bibel oder in der monastischen Überlieferung eine Personengruppe finden, die in irgendeiner Weise mit einer Klostergemeinschaft auch nur symbolhaft vergleichbar wäre.

Wie glaubwürdig ist die Domitian-Legende ?

Wenn sich die Zahl „150“ nun aber weder im wörtlichen noch auch in einem übertragenen Sinn plausibel erklären lässt, obwohl sie genau so im Text steht, dann rühren wir an ein grundsätzliches Problem der Domitian-Legende – an die Frage ihrer Glaubwürdigkeit. Man muss sich ja vor Augen halten, dass zu der Zeit, als der erste Teil dieser Legende entstanden ist, also um 1170 (das hat Franz Nikolasch, wie bereits erwähnt, überzeugend nachweisen können), noch zahlreiche Ordensmänner aus der Zeit des Abtes Otto am Leben waren, die quasi als Zeitzeugen die Richtigkeit dieser Angaben überprüfen konnten. Sollte die Legende also gerade in diesem Punkt etwas berichten, was gar nicht gestimmt hat ? Und wäre das etwa hier der Fall gewesen, so müsste man vermuten, dass sie es auch anderswo – entgegen ihren Beteuerungen, der Wahrheit verpflichtet zu sein²⁶ – mit eben dieser nicht so genau genommen hat. Die Frage

²¹ Im Kapitel über die Anordnung der Psalmen für die einzelnen Gebetszeiten (18, 23): „...omni (h)ebdomada psalterium ex integro numero centum quinquaginta psalmorum psallatur ...“. Rudolf HANSLIK (wie Anm. 18), S. 73.

²² Gen. 7,24 und 8,3.

²³ 2 Kön. 10,29 und 2 Chron. 1,17.

²⁴ Num. 2,16 und 2,31; 1 Chron. 8,40; 2 Chron. 2,17; 1 Esr. 8,3; 2 Esr. 5,17.

²⁵ Joh. 21,11.

²⁶ „... in quantum valemus mediante veritate, quae Christus est, disserere volumus ...“ heißt es in feierlicher Sprache am Beginn der Domitians-Legende. Siehe dazu die von Robert EISLER im Rahmen seiner Abhandlung (wie Anm. 3) vorgelegte Edition, S. 60, Zeile 1 und 2.

wird hier, wohlgermerkt, nicht im Rückblick aus unserer historisch-kritischen Perspektive, sondern aus der Sicht der Zeitgenossen gestellt, die ja in wahre Kenntnis gesetzt werden sollten. Ich halte es daher für nötig, an zwei „sensiblen“ Beispielen das zu überprüfen, was ich die dem Text selbst aus der Intention des Verfassers innewohnende Glaubwürdigkeit oder die „immanente Plausibilität“ der Legende nennen möchte.²⁷

Darin kommt bekanntlich, in Verbindung mit der Etymologie von „Millstatt“ auch noch eine andere Zahlenangabe vor: Der Ort, so wird berichtet, habe seinen Namen von jenen tausend Statuen, die das Volk dort, „im Irrglauben verstrickt“, verehrt habe. Diese Statuen habe dann der selige Domitian zerstört. Die Ableitung des Namens „Millstatt“ (der nichts anderes als „Stätte an der Mils“ bedeutet) von „mille statuae“ steht im Zusammenhang der schon im Hochmittelalter beliebten Etymologien im Sinne einer Rückführung auf bedeutungsvolle (zumeist lateinische) Begriffe, wie wir sie um diese Zeit auch anderswo finden: In Admont hat man damals den alten slawischen Bach- und Ortsnamen „Adamunta“ aus „ad montes“ hergeleitet, in Melk wurde die gleichfalls slawische Benennung „medelike“ auf „mea delicta“ zurückgeführt, in Zwettl ging man sogar noch weiter und hat das gleichfalls slawische Wort mit dem ähnlich klingenden hebräischen „bethel“ (Haus Gottes) in Verbindung gebracht, und in Viktring, wo der ursprünglichen Schreibweise „Vitrino“ eine keltische Wurzel zu Grunde liegt, ist der Name schon bald aus dem klangvolleren „victoria“ gedeutet worden.

In allen diesen Fällen gab es bis zum Auftreten der modernen kritischen Philologie keine größeren Probleme, denn Admont ist nun einmal von Bergen umgeben, und Zwettl ist bis zum heutigen Tag ein „Gottes-Haus“. In Millstatt war die Sache aber schwieriger, weil die angeblich namensgebenden „tausend Statuen“ in Wirklichkeit gar nicht existiert haben. Also musste der Verfasser der Legende, der diese Statuen vor dem geistigen Auge des Lesers oder Hörers seiner Geschichte heraufbeschworen hatte, sie auch wieder verschwinden lassen – und das tat er auf sehr elegante Weise mit Hilfe des Domitian.

Auch an den chronologischen und biographischen Angaben zur Person des legendären „dux“ lässt sich die „immanente Plausibilität“ der Erzählung recht gut aufzeigen: Wann dieser Fürst gelebt hatte, konnte der Verfasser der Legende nicht mehr genau sagen, weil die ehemals vorhandene schriftliche Überlieferung „durch die Nachlässigkeit und die Schuld früherer Generationen zerstört worden“ war. Auf diese Weise nahm er sich von vornherein sehr geschickt aus dem Schussfeld allzu neugieriger Anfragen – ebenso wie mit der Formulierung, Domitian sei „vom heiligen Rudbert, wie einige behaupten, oder aber von einem seiner Nachfolger“ getauft worden.

An diesen Beispielen ist recht gut ersichtlich, wie der Verfasser der Domitian-Legende um die Glaubwürdigkeit seines Berichts bemüht und jedenfalls darauf bedacht war, sich nicht in Widersprüche zu verstricken und vor allem keine widerlegbaren Behauptungen aufzustellen.

Aus diesem offensichtlichen Faktum lässt sich sodann der Schluss ziehen: Ebenso wie die hier angesprochenen Motive musste auch die Sache mit den „150 Mönchen“ für die Zeitgenossen einleuchtend und damit glaubwürdig gewesen sein, sonst wäre sie gewiss nicht in den Text hinein genommen worden. Mit einem Topos, also einem gängigen „Gemeinplatz“, hat sie sicher nichts zu tun, weil sie uns ja in keinem anderen Kloster oder in irgendeiner anderen Schriftquelle in einem ähnlichen Zusammenhang begegnet.

Der lateinische Wortlaut der Textstelle von den „150 Mönchen“

An dem hiermit erreichten Punkt unserer Überlegungen sieht es also ganz so aus, als ob wir in eine Sackgasse geraten wären, aus der es keinen Ausweg gibt, um das Rätsel um die „150 Mönche“ doch noch befriedigend zu lösen. In dieser vermeintlich aporetischen Situation ist es aber nun endlich an der Zeit, sich „ad fontes“ zu begeben und den lateinischen Wortlaut der bewussten Textstelle vorzulegen. Zuvor sei aber sei noch

²⁷ Zu den im Folgenden hier vorgetragenen Überlegungen siehe meinen in Anm. 7 genannten Aufsatz, speziell zu den Etymologien der Klosternamen und zu den biographischen Angaben für den „dux“ Domitian S. 155-157.

einmal die bereits zitierte deutsche Übersetzung von Franz Nikolasch in Erinnerung gerufen. Es geht da bekanntlich um den Abt Otto, von dem berichtet wird, er sei ein „eifriger und frommer Mann“ gewesen, „der in seiner Klostersgemeinschaft 150 Mönche zählte“. Schauen wir uns zunächst den ersten Teil des Satzes an: „Ein eifriger und frommer Mann“. Im Lateinischen gibt es für „Eifer“ zumindest zwei Ausdrücke, nämlich „studium“ und „zelus“, wobei der zweitgenannte auch in der Benedikt-Regel vorkommt, wo im vorletzten Kapitel vom „guten Eifer der Mönche“ die Rede ist.²⁸ Zu den beiden Substantiven gibt es natürlich auch die entsprechenden Adjektive – „studiosus“ und „zelosus“. Im lateinischen Wortlaut unserer Textstelle²⁹ ist aber keines von diesen Adjektiven zu finden, dort steht nämlich „strenuus“. In diesem Wort steckt nun aber das griechische „strenos“, was soviel wie „Kraft“, „Stärke“ oder „Tatkraft“ bedeutet, also das, was man heutzutage im beliebten Neudeutsch mit „power“ wiedergeben würde. „Strenuus“ ist demnach mit „kraftvoll“ oder „tatkraftig“ zu übersetzen, und damit soll ausgedrückt werden, dass Abt Otto eine starke Persönlichkeit war.³⁰ Das Eigenschaftswort „eifrig“ würde nur ein Bestreben, ein sich Bemühen, zu Ausdruck bringen, das man natürlich auch von einer schwächeren Person aussagen könnte (gerade ein solcher Mensch kann ja durchaus „zelosus“ oder „studiosus“ sein), aber genau das ist mit „strenuus“ eben nicht gemeint.

Auch die zweite Eigenschaft, mit der Abt Otto charakterisiert wird, sollte man sich genauer ansehen, bevor man sie übersetzt. Für das Adjektiv „fromm“ würde man im Lateinischen „pius“ erwarten, aber im Text steht „religiosus“. Nun findet man, wenn man im guten alten Stowasser nachschlägt, für „religiosus“ tatsächlich auch die Übersetzung „fromm“, aber das gilt dort für die antiken Autoren, für Cicero und Livius.³¹ Im mittelalterlichen und insbesondere im klösterlichen Sprachgebrauch hatte sowohl das zugrunde liegende Substantiv „religio“ als auch „religiosus“ bereits eine etwas speziellere Bedeutung angenommen, die auf jene Bedeutung weist, die wir heutzutage im amtlichen kirchlichen Sprachgebrauch finden: Mit „Religiösen“ bezeichnet man die Ordensleute, und unter den zentralen Einrichtungen im Vatikan gibt es bekanntlich eine Religiösen - Kongregation.

Wie man den Begriff „religio“ im 12. Jahrhundert in den Klöstern verstanden hat, lässt sich an folgendem Beispiel zeigen: Die vorbildliche monastische Lebensweise in Admont, das innerhalb des Hirsauer Reformkreises selbst ein überregional bedeutsames Reformzentrum geworden war³², wurde damals als „Admuntina religio“ bezeichnet.³³ Das Adjektiv „religiosus“ bedeutet daher in unserer Textstelle so viel wie „einer strengen klösterlichen Lebensform verpflichtet“. Abt Otto wird uns somit nicht als „eifrig“ und „fromm“ (das würde auch für jeden schlichten Laienbruder gelten), sondern als kraftvolle Persönlichkeit vor Augen geführt, die auf die Einhaltung eben jener monastischen Lebensweise bedacht war, wie sie dem Anliegen der hirsauischen Reformbewegung

²⁸ Kap. 73: „De zelo bono, quod debent monachi habere“; Rudolf HANSLIK (wie Anm. 18), S. 162f. Der Ausdruck „zelus“ kommt dort je einmal in den Versen 1, 2 und 3 vor.

²⁹ Für die lateinische Textfassung habe ich ebenso wie Franz NIKOLASCH (wie Anm. 2), S. 166-173, die Edition von Robert EISLER (wie Anm. 3), S. 60-67 herangezogen; die hier zur Diskussion stehende Stelle ist in beiden Drucken in Zeile 45-46 zu finden (bei EISLER auf S. 61, bei NIKOLASCH auf S. 167)..

³⁰ Für die Übersetzung habe ich herangezogen: Hermann MENGE, Lateinisch-deutsches Wörterbuch, Hand- und Schulausgabe, Berlin 1911 (Fünfte Auflage), S. 718;

³¹ Michael PETSCHENIG (Bearb.), Stowassers Lateinisch-Deutsches Schul- und Handwörterbuch. Wien-Leipzig 1910 (Dritte Auflage), S. 634.

³² Aus der umfangreichen Literatur über die „Admonter Reform“ und ihre Auswirkungen (die ja bekanntlich auch für Millstatt von Bedeutung waren) sei hier nur genannt: Klaus ARNOLD, Admont und die monastische Reform des 12. Jahrhunderts. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung 58 (1972), S. 330-369.

³³ In einer Urkunde aus der Zeit um 1145, als das bayerische Klosters Attel für eine Zeitlang der Abtei Admont „causa monasticae religionis“ (also wegen einer Reform der monastischen Observanz) unterstellt war, wird die „Admuntina religio, quae tunc celebris habebatur“ rühmend hervorgehoben. Von den verschiedenen Editionen der Urkunde wurde hier die folgende herangezogen: Willibald HAUTHALER und Franz MARTIN (Bearb.), Salzburger Urkundenbuch II, Salzburg 1916, Nr. 236 (S. 338-340).

entsprochen hat, der er ja selbst durch seine Herkunft aus Admont entstammte. – Diese sprachlichen Hinweise und Richtigstellungen haben zwar nicht unmittelbar mit den „150 Mönchen“ von Millstatt zu tun, doch zeigen sie bereits recht deutlich auf, wie schwierig es sich gestalten kann, eine vermeintlich leicht zu übersetzende hochmittelalterliche lateinische Textstelle auf wirklich angemessene Weise ins Deutsche zu übertragen.

Doch nun zum zweiten Teil des Satzes: „Er hatte 150 Mönche in seiner Klostergemeinschaft“. Die Zahlenangabe „150“ steht tatsächlich genau so im Text, sogar in Worten ausgeschrieben: „centum quinquaginta“. Doch welches Substantiv folgt nun auf die Zahl? Wenn es in der Übersetzung „Mönche“ heißt, dann würde man im lateinischen Text entweder „monachos“ oder „fratres“ erwarten; beide Begriffe kommen ja auch in der Regula Benedicti an unzähligen Stellen durchaus gleichwertig vor.³⁴ In unserem Text steht aber keiner von beiden, sondern der zweiteilige Ausdruck „homines spiritales“, also „geistliche Menschen“, hier im Sinne von „Personen geistlichen Standes“ oder „Ordensleute“ zu verstehen. Beim Adjektiv „spiritalis“ handelt es sich um eine verkürzende Variante von „spiritualis“, so ähnlich wie „domnus“ von „dominus“, wie man sie in jenen Fällen verwendet hat, wo ein solcher Begriff nicht auf übernatürliche Wesen, sondern auf Menschen angewendet wird.³⁵ Um den Ausdruck „homines spiritales“ verständlich zu machen, bietet sich wieder einmal ein Blick nach Admont an. Dort gibt es eine Predigtsammlung aus der Mitte des 12. Jahrhunderts (also genau aus jener Zeit, als Abt Otto in Millstatt seines Amtes waltete), die man in der älteren Literatur mit dem Admonter Abt Gottfried I. (1138-1165) in Verbindung gebracht hat; neuere Untersuchungen haben jedoch gezeigt, dass die Verhältnisse etwas komplizierter liegen.³⁶ In Admont gab es damals, ebenso wie in Millstatt, neben dem Männerkloster auch einen Frauen-Konvent, und wie aus den erwähnten Studien zu der genannten Predigt-Sammlung hervorgeht, muss dieses umfangreiche Korpus in einem im Detail bis heute noch nicht ganz geklärten Zusammenwirken von Mönchen und Nonnen entstanden sein; dazu ist noch anzumerken, dass es sich bei diesen Predigten nicht etwa um Homilien handelt, die im Rahmen einer Messfeier dem Volk vorgetragen wurden, sondern um Sermones, die man an den Sonn- und Feiertagen in den Kapitelversammlungen im Männer- und im Frauenkloster vorgelesen hat.³⁷

Für unsere Fragestellung ist nun das Faktum von Bedeutung, dass diese Predigten sich sowohl an die Mönche als auch an die Nonnen richteten. Und da stellt sich die Frage, wie wohl die Anrede an die Zuhörer und Zuhörerinnen gelautet hat: „Fratres“ / „sorores“ oder „monachi“ / „moniales“? Nichts von alldem ist in den Admonter Predigten zu finden, sondern „homines spiritales“ – dieser Ausdruck umfasst ja sowohl die männlichen wie auch die weiblichen Ordensleute, also Mönche und Nonnen.³⁸

Damit fügt sich auch der letzte noch ausständige Terminus in unserer Textstelle aus der Domitian-Legende sehr gut zusammen. In der Übersetzung heißt es „Klostergemein-

³⁴ Siehe dazu den „Index verborum“ zu der von Rudolf HANSLIK (wie Anm. 18) besorgten Ausgabe, S: 173-432, speziell S. 230-232 („frater“) und 262f („monachus“).

³⁵ Weder „domnus“ noch „spiritalis“ kommt daher in den gängigen Hand- und Schulwörterbüchern (wie etwa im berühmten STOWASSER oder in dem in Anm. 29 genannten Werk) vor. Für die Übersetzung von „spiritalis“ habe ich herangezogen: Wilhelm FREUND, Gesamtwörterbuch der lateinischen Sprache zum Schul- und Privat-Gebrauch, Band 2, Breslau 1845, Sp. 1281.

³⁶ Die beste Übersicht mit Angabe der Editionen und der älteren Forschungsliteratur bietet nach wie vor: Fritz Peter KNAPP, Die Literatur des Früh- und Hochmittelalters in den Bistümern Passau, Salzburg, Brixen und Trient von den Anfängen bis zum Jahre 1273 (= Geschichte der Literatur in Österreich, Band 1), Graz 1994, S. 74-79 („Admonter Predigten und Bibelkommentare“).

³⁷ Zum Admonter Nonnenkloster (es bestand von etwa 1120 bis um 1570) in dessen Blütezeit und seiner geistlichen Verbindung mit dem Männerkonvent siehe: Christina LUTTER, Geschlecht & Wissen, Norm & Praxis, Lesen & Schreiben. Monastische Reformgemeinschaften im 12. Jahrhundert, Wien-München 2005, besonders S. 52-125 und 221-237.

³⁸ Für die einzelnen Belege ist immer noch eine ältere Publikation heranzuziehen, die von der Autorschaft des Abtes Gottfried ausgeht: Ulrich FAUST, Gottfried von Admont. Ein monastischer Autor des 12. Jahrhunderts. In: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige 75 (1964), S. 272-351; zur Verwendung des Begriffes „homo spiritualis / homines spiritales“ S. 303-307.

schaft“, und da würde man im Lateinischen „conventus“ oder „monasterium“ erwarten; im lateinischen Original lesen wir aber „in congregatione sua“. Man kann „congregatio“ natürlich mit „Klostergemeinschaft“ wiedergeben, denn in diesem Sinne wird es ja auch in der Benedikt-Regel verwendet.³⁹ Nun hatte allerdings der heilige Benedikt nur eine einzige Gemeinschaft, nämlich die von Mönchen, in seinem Blick; von einem Doppelkloster mit einem Nonnenkonvent wie auch von Laienbrüdern oder –schwestern ist ja bei ihm noch nicht die Rede. Im Millstatt zur Zeit des Abtes Otto haben wir es jedoch mit zwei „Konventen“ zu tun – den Mönchen und den Nonnen, wozu in jedem der beiden Klöster noch als jeweils eigene Gruppen die Konversen und den Konversinnen kamen.⁴⁰ Auch in diesem Fall ist es zum besseren Verständnis nützlich, einen Blick auf die Admonter Verhältnisse tun: Dort kommt der Ausdruck „congregatio“ nicht nur in der oben genannten Predigtsammlung auffallend häufig vor,⁴¹ sondern wird beispielsweise auch in einem Nekrolog aus der Zeit um 1200 verwendet, wo sogar in der Überschrift ausdrücklich von der „congregatio sancti Blasii et sancti Martini“ die Rede ist.⁴² Der heilige Blasius ist bis zum heutigen Tag der Patron des Admonter Männerklosters⁴³, während der heilige Martin der Patron des Frauenklosters war⁴⁴. Das heißt nun allerdings, dass man den Begriff „congregatio“ im Unterschied zu „conventus“ oder „monasterium“ als eine zusammenfassende Bezeichnung für den Männer- und Frauenkonvent verwendet hat, also für die Gesamtheit aller an diesem Ort lebenden „homines spirituales“. Eben diese Terminologie dürfen wir nun auch für Millstatt in Anspruch nehmen und daraus den Schluss ziehen, dass in der Zahl von 150 geistlichen Personen nicht nur die männlichen, sondern auch die weiblichen Religiösen inbegriffen waren, und dass natürlich außer den Mönchen und Nonnen im engeren Sinn des Wortes auch die Konversen und Konversinnen dazu gehört haben.

Synchronische und diachronische Betrachtung

Mit diesem nunmehr erzielten Wissensstand könnten wir versucht sein, das Rätsel um die so oft genannte Zahl 150 für gelöst anzusehen, wobei wir uns wieder auf die Angaben des bereits zitierten Nekrologes stützen können: Dort sind nämlich in jenem Grundstock, der zwischen 1187 und 1194 angelegt wurde, 68 Nonnen und zehn Konversinnen eingetragen. Zusammen mit den 74 Mönchen und 55 Konversen ergibt das eine Gesamtzahl von nicht weniger als 207 männlichen und weiblichen Ordensleuten. Beim Umgang mit diesen Zahlen ist jedoch eine gewisse Vorsicht angebracht: In den 207 Personen sind ja auch die vor und nach Abt Ottos Zeit Verstorbenen enthalten, während es sich bei den in der Legende genannten 150 „homines spirituales“ nur um die „congregatio“ dieses Stiftsvorstehers handelt, und es stellt sich nun auch eine Frage, die bisher vielleicht schon unausgesprochen im Hintergrund der Überlegungen stand: Ist die ominöse Zahl von 150 Ordensleuten tatsächlich in einem synchronischen Sinn (also für einen bestimmten Zeitpunkt) oder womöglich in einer dia-chronischem Perspektive, also innerhalb eines Zeitraumes zu verstehen?

Will man die Zahlenangabe im erstgenannten Sinn einer Gleichzeitigkeit auffassen, so muss man sich die unausweichliche Frage stellen, an welchem „Stichtag“ (oder allenfalls in welchem „Stichjahr“) dieser genannte Personalstand zu verzeichnen gewesen wäre:

³⁹ Siehe dazu den in Anm. 34 genannten „Index verborum“, S. 196f.

⁴⁰ Über das Millstätter Nonnenkloster: Wilhelm DEUER, Millstatt, Frauenkloster. In: Germania Benedictina III/2 (wie Anm. 6), S. 823-831.

⁴¹ Siehe dazu die in Anm. 38 genannte Publikation von Ulrich FAUST, S. 307f.

⁴² Cod. Admont. 184, Bl. 189r: „Hic continentur nomina defunctorum fratrum et sororum aliorumque famularum congregationis sancti Blasii et sancti Martini.“ In die Druckausgabe (wie Anmerkung 15, S. 287-309) ist diese Überschrift nicht aufgenommen worden. Zur Datierung des Nekrologs: Maria MAIOLD, Die datierten Handschriften in der Steiermark außerhalb der Universitätsbibliothek Graz bis zum Jahre 1600, Wien 1988, Nr. 27 (S. 44).

⁴³ Zum Blasius-Patrozinium und zur Blasius-Verehrung in Admont: Rudolf LIST, Stift Admont 1074-1974. Festschrift zur Neunhundertjahrfeier, Ried/Innkreis 1974, S. 26-28.

⁴⁴ Zum Martins-Patrozinium des Admonter Nonnenklosters: Stefanie SEEBERG, Die Illustrationen im Admonter Nonnenbrevier von 1180 S. 15-17.

Sollte das während der gesamten Regierungszeit von mehr als 40 Jahren, oder nur in einem bestimmten Jahr innerhalb dieses Zeitraumes der Fall gewesen sein ? Wenn nun aber in Millstatt tatsächlich im 12. Jahrhundert über längere Zeit hinweg gleichzeitig 150 Ordensleute gelebt hätten, so müsste die Zahl der Namen im Nekrolog noch um ein Vielfaches höher sein. Zum besseren Verständnis dieser Zusammenhänge erweist sich ein Vergleich mit den Verhältnissen in St. Lambrecht als hilfreich. In diesem Kloster, wo es allerdings keinen Frauenkonvent gegeben hat, ist ein Nekrolog aus der Zeit um 1170 erhalten, dessen Eintragungen aber nur bis in die ersten Septembertage reichen.⁴⁵ In diesen zwei Dritteln des Kalenderjahres sind 64 Mönche (einschließlich der sieben Äbte) und 37 Konversen eingetragen. Wollte man das fehlende Drittel auch nur schätzungsweise „hochrechnen“ (und für die Spätherbstmonate auf eine etwas höhere Mortalität Bedacht nehmen), so käme man auf eine Gesamtzahl von rund 160 verstorbenen Mönchen und Laienbrüdern, und das (seit der Klostergründung um 1103) für einen Zeitraum von rund sieben Jahrzehnten. Nachdem wir auch für St. Lambrecht – wie wir früher schon gesehen haben – im Hochmittelalter keinen über 50 Personen wesentlich hinaus reichenden Personalstand annehmen können, ergibt sich im Vergleich mit Millstatt wiederum die schon oben ausgesprochene eindeutige Feststellung, dass an diesem Ort unmöglich 150 Ordensleute gleichzeitig gelebt haben können. Wenn diese Zahl somit nicht in einem synchronischen Sinne zu erklären ist, so bleibt nur noch die Möglichkeit, sie diachronisch zu verstehen: Nicht gleichzeitig zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern über seine gesamte Regierungszeit verteilt, hatte Abt Otto I. die Zahl von 150 „homines spirituales“ in seiner „congregatio“. Damit lassen sich jedenfalls die im Nekrolog genannten Zahlen von Mönchen, Nonnen, Konversen und Konversinnen problemlos in Einklang bringen: Von jenen 207 Ordensleuten, die in diesem Totenbuch aus einem Zeitraum von mehr als 100 Jahren eingetragen sind, können in der Zeit von etwa 1122/24 bis 1166 sehr wohl 150 den beiden hiesigen Konventen angehört haben.

Wie schon an anderer Stelle erwähnt, ist jener erste Teil der Domitian-Legende, der die im Mittelpunkt unserer Überlegungen stehende Textstelle enthält, um 1170 abgefasst worden. Damals hat es zweifellos im Männer- und im Frauenkloster noch mehrere Mönche und Nonnen gegeben, die hier schon während der gesamten Regierungszeit des Abtes Otto gelebt und einen genauen Überblick über die Zugänge und Todesfälle in den beiden Konventen hatten. Wir kennen ja bedauerlicherweise aus dem Totenbuch nur die zweite Hälfte der klösterlichen „Personalstands-Veränderungsbilanz“, nämlich die Todesfälle (und auch diese nur ohne Angabe der Jahreszahl); die andere Hälfte, also die Aufnahmen von Novizen und die Professablegungen wird man natürlich ebenfalls in Evidenz gehalten haben, wenngleich uns dafür keine schriftlichen Belege erhalten geblieben sind.

Wie es nun um die Größe des Konvents in Einzelnen bestellt war, lässt sich deshalb nicht mehr in Erfahrung bringen. Die Zahlenangaben, die uns überliefert sind, bieten damit in ihrer Gesamtheit so etwas wie eine Gleichung mit mehreren Unbekannten: Die bekannten Faktoren finden wir in den Eintragungen im Nekrolog, in der Kenntnis des Zeitraums, den er umfasst, und in der nun doch etwas verständlicher gewordenen Zahl von 150 Ordensleuten innerhalb eines ebenfalls bekannten Zeitraumes. Als die „große Unbekannte“ müssen wir den Umstand verbuchen, dass wir von diesen vielen Ordensleuten, deren Namen wir im Totenbuch begegnen, wohl den Todestag, nicht aber das Sterbejahr und auch nicht den Zeitpunkt ihres Eintritts in das Männer- oder Frauenkloster kennen. Aus diesem Grunde ist es auch – das sei hier nochmals ausdrücklich festgehalten – nicht mehr möglich, den Personalstand für ein bestimmtes „Stichjahr“ oder gar einen „Stichtag“ zu rekonstruieren.

⁴⁵ Sigmund HERZBERG-FRÄNKEL (wie Anm.), S. 309-340;

Ein Berechnungsversuch im zeitübergreifenden Vergleichmodell

Die bekannten Größen unserer Gleichung erlauben es nun aber doch, in einem modellhaften Vergleich mit einer späteren Zeitepoche so etwas wie ein Szenario dafür zu entwickeln, wie sich der Personalstand in Millstatt zur Zeit des Abtes Otto I. dargestellt haben könnte. Zu diesem Zweck darf ich noch einmal die Admonter Verhältnisse heranziehen, diesmal aber nicht aus mittelalterlicher Zeit, sondern aus der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert, genauer gesagt, die Jahre von 1675 bis 1718. Das ist nun ebenso ein Zeitraum von 43 Jahren, wie wir ihn für die Regierungszeit des Abtes Otto annehmen können, und in diesen 43 neuzeitlichen Jahren, für die es weitgehend verlässliche und vollständige Aufzeichnungen zur personellen Situation gibt, sah es im Admonter Konvent (damals gab es an diesem Ort schon längst kein Nonnenkloster mehr) bezüglich seiner Mitgliederzahl so aus: Am Beginn (also im Jahre 1675) zählte man 84 Ordensmänner (davon sechs Laienbrüder), und in dem genannten Zeitraum legten 83 Novizen ihre Ordensgelübde ab. Wenn in diesen 43 Jahren nur ein einziger Abt regiert hätte (in Wirklichkeit waren es deren vier), dann könnte man von ihm sagen: Er hatte 167 Ordensleute in seiner Klostergemeinschaft.⁴⁶

Nun könnte man natürlich kritisch fragen, ob denn die Personalstands-Verhältnisse zur Barockzeit mit denen des Hochmittelalters überhaupt vergleichbar seien. Doch warum sollte das eigentlich nicht der Fall sein? In unserem Modell geht es nicht um Einzelbiographien (also um persönliche Lebenswege und Schicksale), sondern lediglich um Zahlenverhältnisse, und vor allem ist ein ganz wichtiger Parameter durch all die Jahrhunderte im Wesentlichen gleich geblieben: Das durchschnittliche Lebensalter der Patres und Fratres. Dieses lag in Admont in dem oben genannten Zeitraum ziemlich genau bei 59 Jahren. Da gab es allerdings sowohl einen 93-jährigen als auch einen, der mit 19 Jahren gestorben war, und besonders viele, die ein Alter zwischen 40 und 50 Jahren erreichten. Wenn man nun allerdings bedenkt, dass die durchschnittliche Lebenserwartung eines Mönches im Mittelalter um die 55 Jahre betragen hat, ist der Unterschied gar nicht so groß.⁴⁷ Weil man aber im 12. Jahrhundert schon im Kindesalter ins Kloster eintreten konnte, nach den Bestimmungen des Tridentinums aber erst mit frühestens 16 Jahren die Profess ablegen durfte, lässt sich die durchschnittliche Dauer der Zugehörigkeit zu einem Konvent für das Hochmittelalter und für das 17. und 18. Jahrhundert sogar annähernd gleich hoch ansetzen: Sie belief sich sowohl in früherer wie auch in späterer Zeit auf etwas über vierzig Jahre – und das entspricht wiederum ziemlich genau der Regierungszeit des Abtes Otto.

Kommen wir aber noch einmal auf unser Zahlenbeispiel zurück: Der Admonter Konvent zählte 1675, wie schon erwähnt, 84 Mitglieder; 1696 (als der erste in dem genannten Zeitraum regierende Abt starb), waren es 82, und im Jahre 1718 (da gab es wieder einen Wechsel in der Leitung des Klosters) zählte man 81. Die durchschnittliche Konventstärke war also in den 43 Jahren mit einer leicht sinkenden Tendenz weitgehend gleich

⁴⁶ Für die hier vorgelegten vergleichenden Berechnungen wurden aus dem Admonter Stiftsarchiv die handschriftlichen „Catalogi“ (Verzeichnisse der Konventmitglieder) herangezogen, die nach den Professedaten geordnet sind. Als besonders übersichtlich angelegt, zuverlässig und vollständig erwiesen sich die beiden „Catalogi“ mit der Signatur Aaa-4/e/1 und Aaa-4/e/2, die im frühen 19. Jahrhundert auf der Grundlage älterer (nicht mehr erhaltener) Verzeichnisse angelegt worden sind. Beide beginnen mit dem Professjahr 1598, umfassen aber unterschiedliche Zeiträume: Der erstere reicht bis zum Professjahr 1813, der zweite (mit späterhin erfolgten Fortsetzungen) bis 1848.

⁴⁷ Zur Lebenserwartung von Ordensleuten im Mittelalter gibt es bereits eine Reihe von Untersuchungen, die einerseits auf der Auswertung von biographischen Schriftquellen, andererseits auf anthropologischen Befunden beruhen. Aus der Fülle dieser Publikationen sollen hier nur zwei angeführt werden, die weitgehend übereinstimmend zu dem oben genannten Ergebnis kommen: Hans-Werner GOETZ, *Leben im Mittelalter*, 7. bis 13. Jahrhundert, München 2002 (7. Auflage), besonders S. 95 (mit Bezug auf Schriftquellen aus Fulda). – Susi ULRICH-BÖCHSLER, *Die Menschen im Mittelalter im Spiegel der Skelettfunde*. In: Unipress. Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern, Heft 114 (Oktober 2002), mit Bezug auf Skelettfunde in der Schweiz. Diese anthropologische Untersuchung steht auch im Internet zur Verfügung: www.unibe.ch/unipress/heft_114/beitrag4 Im Abschnitt „Unterschiede im Lebensumfeld“ heißt es dort: „Ein 20-jähriger Mönch durfte (im Mittelalter) mit einer Lebenserwartung von noch 34 Jahren rechnen. Seine Lebenserwartung lag mehrere Jahre über derjenigen der Normalbevölkerung.“

geblieben. Die diachronische Gesamtzahl von 167 Ordensmännern steht somit während des gesamten Zeitraums in einer konstanten Relation von etwa 2 : 1 zur synchronischen Zahl von rund 82. Um es nicht bei dem Vergleich mit Admont bewenden zu lassen, habe ich auch die gedruckten Professbücher der großen Abteien Göttweig⁴⁸ und Kremsmünster⁴⁹ wie auch des etwas kleineren bayerischen Klosters Rott am Inn⁵⁰ herangezogen. Ohne hier noch weitere Zahlen und Gleichungen vorzulegen, lässt sich recht eindeutig feststellen, dass es sich in diesen anderen Ordenshäusern ganz ähnlich verhält: Die Gesamtzahl der Kloster-angehörigen innerhalb eines Zeitraumes von etwa 40 Jahren ist (mit geringfügigen Abweichungen) stets annähernd doppelt so hoch wie der durchschnittliche Personalstand in diesem Zeitraum. Das ist auch weiter nicht verwunderlich, und die Rechnung ist im Grunde ziemlich einfach: Sie beruht neben der schon angesprochenen, im Wesentlichen durch die Jahrhunderte gleich bleibenden Verweildauer im Kloster, auf einer einzigen weiteren Prämisse, der Zugangs- und Abgangsquote. Das ist auch für Nicht-Mathematiker problemlos nachvollziehbar und gilt für alle Klöster und zu allen Zeiten: Wenn sich in einem Ordenshaus die Zu- und Abgänge, also die Eintritte einerseits und die Todesfälle andererseits, die Waage halten (Austritte nach der Profess fallen für die Zeit vor 1800 zahlenmäßig nicht ins Gewicht), bleibt der Personalstand gleich, wobei die erforderliche Zugangsquote von der jeweiligen Gesamtzahl abhängig ist: Um in unserem Admonter Beispiel aus der Barockzeit zu bleiben: Bei etwa 80 Ordensleuten müssen durchschnittlich zwei pro Jahr hinzu kommen, weil in dieser Zeit in einem Konvent von solcher Größe mit zwei Todesfällen zu rechnen ist; bei 40 Konventmitgliedern genügt im Durchschnitt jährlich ein Neuzugang, und bei 20 bedarf es nur eines Neuprofessen in jedem zweiten Jahr. Ändert sich hingegen das Verhältnis von Zu- und Abgängen und die durchschnittliche Dauer der Zugehörigkeit, dann steigt oder sinkt natürlich der Personalstand. Anders gesagt: Die Höhe des jeweils aktuellen (also synchronischen) Personalstandes in einem Kloster innerhalb eines bestimmten Zeitraumes ist abhängig von der diachronischen Gesamtzahl der Ordensleute, die während eben dieses Zeitraumes dem Kloster angehört haben. Wenn wir nun für das Kloster Millstatt zur Zeit des Abtes Otto I. auf der Grundlage der genannten Prämissen ein auch nur annähernd ähnliches Szenario annehmen, dann musste hier der diachronisch zu verstehenden Zahl von 150 „homines spiritales“ eine durchschnittliche synchronische Gesamtzahl von etwa 70 bis 75 Klosterangehörigen entsprechen. Das könnte sich, nach den Angaben, die sich dem Nekrolog entnehmen lassen, auf die beiden Konvente so aufgeteilt haben, dass man im Männer-Kloster 40 bis 45 Mönche und Konversen (im Verhältnis von annähernd drei zu zwei) und im Frauen-Kloster 30 bis 35 Nonnen und Konversinnen (im Verhältnis von sieben zu eins) gezählt hat. Damit ergibt sich nun auch für Millstatt, was die Mönche und Konversen betrifft, in der Zeit seiner ersten großen Blüte ziemlich genau jener Personalstand, wie er uns dann in Admont einige Jahrzehnte später und in St. Lambrecht nach einem weiteren Viertel-Jahrhundert entgegentritt.

Dieses Szenario ist freilich nur – wie schon angedeutet – ein modellhafter Versuch, um aus den bekannten Größen unserer Gleichung zumindest annäherungsweise an die unbekannten heranzukommen. Auch wenn wir nicht mehr in Erfahrung bringen können, wie sich der Personalstand in den Jahren unter Abt Otto im Einzelnen entwickelt hat und wann er unter dessen langer Regierungszeit seinen tatsächlichen Höchststand erreicht hat, so steht doch eines außer Zweifel: Die aus zwei Konventen bestehende „congregatio“ in Millstatt muss zur Zeit dieses „vir strenuus et religiosus“ von einer großen Anziehungskraft gewesen sein, denn 150 „homines spiritales“ in etwa 43 Jahren – das hat es offenbar an diesem Ort in späterer Zeit niemals mehr gegeben.

⁴⁸ Clemens LASHOFER, Professbuch des Benediktinerstiftes Göttweig, St. Ottilien 1983

⁴⁹ Altmann KELLER, Professbuch des Stiftes Kremsmünster, Kremsmünster (Selbstverlag des Stiftes) 1968.

⁵⁰ Martin RUF, Professbuch des Benediktinerstiftes Rott am Inn, St. Ottilien 1991.

Jesuiten und der Grazer Kalvarienberg in seiner Beziehung zu Millstatt

Martina Egger

Die Ursprünge der Kalvarienberge

Im frühen Christentum gab es Gedenken an das Passionsgeschehen in einzelnen Kirchen Roms wie beispielsweise in Santa Maria Maggiore oder S. Croce di Gerusalemme. Näheres über die damals gebräuchliche Liturgie muss noch erforscht werden. Ebenso wurden die Passionsorte in Jerusalem verehrt, wie der Bericht der Pilgerin Egeria erkennen lässt. Sie reiste von 381 bis 384 nach Palästina; ihr Reisebericht (Itinerar) wurde 1884 in einer Klosterbibliothek in Arezzo wiedergefunden¹. Das Itinerarium erzählt, wie Liturgie im frühchristlichen Palästina gefeiert wurde. Es finden sich 49 Kapitel: Die Kapitel 1-23 beinhalten eine chronologische Reisebeschreibung und die Kapitel 24-49 eine detaillierte Beschreibung der Jerusalemer Messen. Die Verehrung der heiligen Städte sollte unter Zuhilfenahme der Bibel erfolgen. Sie schilderte die liturgischen Feiern im Alltag, an Sonn- und Festtagen.

Ab dem 8. Jahrhundert stifteten die Jerusalempilger daheim Kapellen, deren Bau sie zuvor zwecks eines bestimmten Anlasses gelobt hatten. Die Pilger nach Jerusalem versuchten in der Folge die Kalvarienberge in ihrer Heimat nachzubauen, diese sollten möglichst identisch mit dem Original sein. Deswegen wurden in Europa schon seit dem 11. Jahrhundert detailgenau Nachkonstruktionen der Grabeskirche in Fulda, Konstanz, Münster etc. getätigt. Bevor die großartigen Anlagen auf dem Kalvarienberg gebaut wurden, gab es gotische Kreuz-Altäre, welche mit den passenden Reliefs versehen wurden und sich an den Außenwänden von Kirchen fanden. In der Gotik wurden Einzelbilder und Passionsdarstellungen in Nischen/Höhlen oder kleinen Kapellen auf den Kalvarienbergen arrangiert.

Tonangebend für den Boom der Kalvarienberganlagen sind die Kreuzzüge des Mittelalters gewesen. Durch diese wurden die Stätten Jesu Christi bekannt gemacht. Da nur wenige Leute sich die kostspieligen und gefährvollen Pilgerreisen ins Heilige Land leisten konnten, begann man mit der Konstruktion dieser Kalvarienberge. Nun wurde es auch modern, geistliche Wallfahrten zu machen, welche als Nebenprodukt massiv die Frömmigkeit förderten.

Varallo:

Der Franziskaner Bernardo Caimi, welcher früher Kommissar in Palästina war, wurde federführend in seiner Zeit: „Bernardino Caimi verwirklichte in Varallo im Piemont einen Gedanken, der in ihm während seines Aufenthaltes im Heiligen Land gereift war. Er wollte die „Heiligen Stätten“ von Palästina nachbilden, die an die Höhepunkte im irdischen Leben Jesu erinnern....Im Jahre 1578 besuchte der Erzbischof Karl Borromäus den Sacro Monte...“ Er nannte den Ort „Nova Jerusalem.“² In der Folge wurde der Kalvarienberg in Varallo in gegenreformatorischer Weise weiterkonzipiert.

Die Anlage wurde ab 1481 konstruiert. Der Sacro Monte nahe des Orta-Sees ist eine

1

“Cum luce autem, quia dominica dies est, et proceditur in ecclesia maiore, quam fecit Constantinus, quae ecclesia in Golgotha est post Crucem, et fiunt omnia secundum consuetudinem, qua et ubique fit die dominica. Sane quia hic consuetudo sic est, ut de omnibus presbyteris, qui sedent, quanti uolunt, praedicent, et post illos omnes episcopus praedicat, quae praedicationes propterea semper dominicis diebus fiunt, ut semper erudiatur populus in scripturis et in Dei dilectione: quae praedicationes dum dicuntur, grandis mora fit, ut fiat missa ecclesiae, et ideo ante quartam horam aut forte quintam missa fuit.“ Siehe, Der Pilgerbericht der Egeria, 25. Kapitel in: Otto Prinz, Itinerarium Egeriae; Peregrinatio ad loca sancta, Heidelberg 1960.

² Siehe Angelo Rovati, Der Sacro Monte von Varallo, Novara 1963, Kapitel 1.

typische Schöpfung der Gegenreformation. Die Kapellen können so hoch wie ein Haus sein; Kapellen umgeben eine Kirche. Es finden sich 45 Bauten auf dem Sacro Monte. Es handelt sich um den ältesten Kalvarienberg dieser Art. Gaudenzio Ferrari war der erste Bauleiter, sodann Karl Borromäus. Um 1650 war das Projekt vollendet, es bevölkern 600 lebensgroße Statuen aus Terrakotta oder Holz sowie ca. 4000 Figuren in Malerei das Geschehen vor illusionistischen Landschaften oder Innenräumen. Es waren hoch begabte Künstler am Werk. Die Kapellen haben einen betretbaren Vorraum, das nur etwa hüfthohe Gitter trennt vom Geschehen. Nach dem 15. Jahrhundert wurden diese Anlagen außerhalb der Orte angelegt, immer möglichst maßstabsgetreu mit der Stadt Jerusalem. In der Folge wurden diese Kalvarienberge immer mehr mit Passionsszenen verschönert und der Weg hinauf mit Kapellen versehen. Als nächstes wurde eine passende Stelle am Stadtrand als Ausgangspunkt gewählt und als Kreuzweg gestaltet.

Im **Barock** wurden die Kalvarienberge zu **Gesamtkunstwerken** gestaltet. Es wurde alles mit allem verbunden. Ein Gesamtkunstwerk beinhaltet verschiedene Künste, wie Architektur, Malerei, Musik oder Dichtung. Deren Zusammenspiel erfolgt keinesfalls rein nach ästhetischen Gesichtspunkten, sondern es steht ein theologischer und philosophischer Sinn dahinter, die Bestandteile ergänzen einander. Das Gesamtkunstwerk besitzt eine „Tendenz zur Tilgung der Grenze zwischen ästhetischem Gebilde und Realität“ (Odo Marquard). In diesem Fall wurden das Passionsgeschehen, die irdische Welt und der Himmel mittels Architektonik, Plastik, Malerei, der Poetik und Musik eindrucksvoll verbunden und höchst wirkungsvoll mit der Natur in Szene gesetzt.

Der Grazer Kalvarienberg:

Die Entfernung des Kalvarienbergs von der Stadt Graz ist ungefähr gleich weit, wie es der originale Kalvarienberg von der Stadt Jerusalem ist. In früheren Zeiten war das Stadttor Symbol für das Stadttor Jerusalems als Ausgangsort oder eben auch als Kirche. Die vollständigen Stationen sind:

1. Die Steinsäulen „Sieben Schmerzen Mariae“

Von der Kirche Mariahilf bis zum Kalvarienberg wurden sieben Steinsäule von urkundlich dokumentierten Wohltätern errichtet. Diese wurden unter dem Motto der „Sieben Schmerzen Mariae“ gestaltet und dekoriert. Sie waren schon damals im „Grätzerischen Wallfahrtsbuch“ abgebildet.

2. Die Pfarrkirche „Zum heiligen Kreuz“

Hier handelt es sich um die ehemalige Ölbergkapelle. Es sind vor einer nächtlichen Szenerie geschnitzte Figuren auf einen Felsen gestellt. Die Christusfigur aus Sandstein wurde von Johann Schoy 1722 entworfen. An der Fassade der Kirche wird Pilatus mit Jesus abgebildet. In der Folge Jesus mit der Dornenkrone und Pilatus, welcher seine Unschuld beteuert sowie das Volk. Diese Ecce-Homo-Darstellung stellt mit lebensgroßen Figuren Christus, der mit Dornen gekrönt ist, dar, die Soldaten sowie Pilatus. Die Grazer Jesuiten errichteten hier einen bühnenartigen Vorbau. Schon an ihrem Gymnasium zu Graz gab es eine barocke Balustrade, die für das sakrale sowie Schultheater genutzt wurde. Gespielt wurde im Gymnasium unter großer Anteilnahme des Landesfürsten und der Bevölkerung. Der Jesuitenorden brillierte mit seinen eigens komponierten Stücken, passend für die Schulen oder den Grazer Hof geschrieben. In der steirischen theologischen Universität, die heute die monumentalen Komplexe der Alten Universität sowie das Priesterseminar beinhaltet, wurde 1627 eine moderne Theaterbühne mit verschiedenen Bühnenprospekten angeschafft, Höllenstürze, Erdbeben sowie Wasserschlachten waren nun äußerst wirklichkeitsnah darstellbar. Der berühmteste Bühnendramaturg in Graz war der Hochschulprofessor der Societas Jesu, P. Nikolaus von Avancini SJ, Hofpoet und späterer Provinzial Österreichs, welcher unermüdlich geistlich formvollendete Theaterstücke mit Lehrcharakter für den Hof sowie für die Jesuitengymnasiasten schuf.

3. Die Grotte des Petrus

Die Statue des bereuenden Petrus war original in einer Naturhöhle ausgestellt; seit dem 19. Jahrhundert befindet sie sich in einer Nische. Diese Darstellung ist keine selbständige Station, das Thema erfreute sich jedoch in vielen Kalvarienbergen großer Beliebtheit.

4. Kapelle der Maria von Magdala

Diese Kapelle mit der Statue der Maria Magdalena stammt noch aus der ursprünglichen Bebauungszeit (ca. 1660).

5. Herrgottsruh-Kapelle

Die heutige Skulptur aus Holz wurde ebenfalls Ende des 19. Jahrhunderts hergestellt. Ursprünglich wurde hier die Dornenkrönung Jesu dargestellt. Früher befand sich in einer Ummauerung die Statue der heiligen Veronika.

6. Kreuzfallkapelle

Diese Kapelle ist unverändert bis auf die Figur des Heilands, welcher 1873 von Jakob Gschiet erneuert wurde.

7. Kreuzigungsgruppe

Die Kreuzigungsgruppe umfasst drei Kreuze und befindet sich auf der höchsten Erhebung des Hügels. Die Figur des Jesus besteht aus Kupfer und wurde 1775 von Karl Elsner hergestellt. Obwohl die Kreuzigungsgruppe mehrfach verändert wurde, ist diese weitgehend identisch mit dem Aussehen der ursprünglichen Skulpturen.

8. Kreuzabnahme

Vom Kalvarienberg zieht sich eine Stiege hin zu dieser Kapelle, in der sich eine weinende Muttergottes (Pietà) befindet. Daneben finden sich ein Engel sowie Maria Magdalena. Die Passionsmalereien aus der Gründerzeit sind teilweise zerstört.

9. Hlg. Johannes-Nepomuk-Kapelle

Diese Kapelle ist nicht Bestandteil des Kreuzwegs. Sie beherbergt eine sehr rare Johannes-Nepomuk-Gruppe, welche Philipp Jakob Straub im Jahr 1734 angefertigt hat.

10. Verspottung Christi-Kapelle

Bei dieser Kapelle steht Jesus zwischen zwei Gefängniswärtern. Diese Figuren, welche aus Holz bestehen, datieren aus der Zeit um 1660. 1688 werden jene im Jahresbericht der Jesuiten mit einem Eintrag erwähnt unter dem Titel „Nächtliches Gefängnis und Verspottung Christi.“

11. Mariatroster Kapelle (bis 1803 Dismaskapelle)

Ursprünglich wurde hier eine Kapelle zur Ehre der hl. Rosalia errichtet. Um 1694 wurde ein Gebäude konstruiert, im Inneren ein Zentralbau, eine flachen Kuppel und eine Laterne. Bei der Rosaliakapelle handelt es sich jedoch um eine Pestkapelle, die ebenfalls nicht Bestandteil des Kreuzwegs war. „Mariatroster Kapelle“ heißt sie heutzutage deswegen, da die jetzige Madonna eine Kopie der Muttergottes von Maria Trost bei Graz ist.

12. Die drei Marien

Diese alte Kapelle ist Herberge für die drei Frauen mit den Salben, welche sich zum Grab Christi begeben. Die drei Marien sind Maria Magdalena, Maria Salome und die Schwester Jesu namens Maria. Die Figuren bestehen aus Sandstein und wurden nach originalen Statuen detailgetreu von Johann Schoy geschaffen.

13. Grabkapelle

Diese Grabeskapelle wurde genau nach dem Original in Jerusalem mit 12 Säulen im Jahr 1654 erbaut. Es gibt eine Apsis und einen Vorraum, in letzterem findet sich nach der Überlieferung ein Stein für die Waschung Christi. Im Zentralraum liegt der tote Jesus, daneben das Schweiß Tuch der Veronika, das Kreuz und die Dornenkrone. Alles ist genauso, wie 1654 entworfen, erhalten, mit Ausnahme eines Gemäldes des auferstandenen Christus.

14. Auferstehungssäule

Auch diese Säule ist noch original. Es handelt sich um den auferstandenen Christus. Ursprünglich umgab das Haupt Christi eine Aureole mit Strahlen. Als rares Beispiel kann gelten, dass die meisten Kalvarienberge nur bis zum Begräbnis Christi führen, der Grazer Kalvarienberg hingegen bis zur Auferstehung (gleich wie in Varallo).

Bernhard Walter von Waltersweil war Kämmerer und oberster Stallmeister der Habsburger in Graz. Er war ein weitgereister Mann und hat Palästina besichtigt. 1606 ließ er auf dem Kalvarienberg drei Holzkreuze errichten. Der Grazer Kalvarienberg war damals im Besitz des Freiherrn Ferdinand von Maschwander, der vom Herrn von Waltersweil um Erlaubnis gefragt wurde. Ferdinand von Maschwander schenkte in seinem Testament den Austein (Kalvarienberg) mit der dazugehörigen Maschwanderau den Grazer Jesuiten. Die Jesuiten nannten den Kalvarienberg samt den drei Kreuzen seit dem Jahre 1619 ihr eigen. Unterhalb errichteten sie ein landwirtschaftliches Gebäude. Die Jesuiten wurden ursprünglich im Jahre 1573 vom Habsburger Erzherzog Karl II. für Graz angefragt. In der Folge ließen sie sich hier nieder und eröffneten das Jesuitengymnasium, volkstümlich auch „Taubenkogl“ genannt.

1585 gründeten die Jesuiten die Universität Graz. Es handelte sich hier um einen Hort der Wissenschaft und um ein Bollwerk gegen den Protestantismus. Sie erneuerten die Seelsorge von Grund auf und begründeten Sodalitäten und Bruderschaften sowohl unter ihren Studenten als auch in der Bürgerschaft. Von besonderer Wichtigkeit waren die Studentensodalität „Heiliger Geist“ sowie die Bruderschaft „Mariä Reinigung“, welche für alle interessierten Bürger gedacht war (1620³). Dieser letzteren Bruderschaft wurde von den Jesuiten die Pflege des Kalvarienbergs zu Austein auferlegt. 1640 gab es schon 500 Vereinsmitglieder. Die Rechte, welche sich aus der Grundherrschaft ableiteten, verblieben bei den Jesuiten.

Die „Litterae annuae“ beschreiben schon 1651 den Kalvarienberg; es wird vom „Mons Calvarius“ berichtet, dass Jesus sein Kreuz soweit trug, wie die Distanz von der Stadt Graz bis zum Kalvarienberg betrage. Im gleichen Jahr gedachte die Bruderschaft der Figursetzung des leidenden und kreuztragenden Christus vor der Kirche. 1654 geht aus den Annalen hervor, dass die Sodalitas die Ausgestaltung des Kalvarienberges in Angriff genommen habe, - was sie schon lange zuvor geplant habe. Wie vorhin schon erwähnt, begründete Bernhard Walter die erste dokumentarlich fassbare Andacht auf dem Austein durch die Errichtung der drei Kreuze. Noch bis zum Jahre 1655 finden sich nur drei Kreuze alleine ohne jegliche architektonische Zusatzausstattung. 1655 steht geschrieben, dass auf dem Kreuzeshügel die steinerne Madonna mit dem vom Schwert durchbohrten Herzen aufgestellt wurde. Bei diesem festlichen Anlass sang man die „Lauretanische Litanei.“ Außerdem nahm die Frömmigkeit immer mehr zu durch die Andacht an den Freitagen. Ab dem Jahre 1655 sind nun mehrere Erwähnungen in den Jahresberichten der Jesuiten vorhanden, in denen immer alle Aktivitäten und Geschehnisse der einzelnen Kollegien der Provinzen mitsamt deren Kirchen, Schulen und Universitäten akribisch genau verzeichnet werden.

³ Vgl. Litterae annuae der Residenz Graeciensis, Jahre 1620 ff.

Durch die Wirrnisse des Dreißigjährigen Krieges bedingt (bis 1648) wurde die Gesamtausgestaltung des Grazer Kalvarienberges so lange hinausgezögert. 1653 gaben Bischof und Provinzial ihren Sanctus zur Gesamtkonzeption. Im Gegensatz zu anderen Kalvarienbergen, wo hauptsächlich Franziskaner, gefolgt von den Jesuiten, solche Kalvarienberge aufrichteten, war es in Graz die Sodalität, getragen von einem Jesuiten als Präses und den Laien als Mitgliedern. Die bauliche Ausgestaltung wurde von der Bruderschaft in Angriff genommen, nachdem sie von der Societas Jesu genehmigt wurde. Ebenso war die Pflege der Bruderschaft übertragen. Den Grazer Jesuiten oblag die Oberaufsicht über die baulichen Maßnahmen sowie das Eigentumsrecht. 1654 steht in den „Litterae annuae“ geschrieben, dass der Kalvarienberg dank seiner Ähnlichkeit mit demjenigen in Jerusalem große Übereinstimmung zeige, weswegen die Sodalität diesen Berg Calvariae der Öffentlichkeit zeigen möchte. Dem Gedenktag der Auffindung des Kreuzes durch Kaiserin Helena gedachte man 1654 mit einer festlichen Prozession, an der über 6000 Menschen teilnahmen. Dazu gab es erhebende musikalische Begleitung durch ein Orchester. Von nun an hieß diese Örtlichkeit „mons Calvariae“. Nach dem Vorbild der modernen Kalvarienberge in Italien (z.B. Varallo) ließ man nun eine ganze Anlage entstehen. Am 8.6.1654 wurde mit dem Bau der Grabkapelle begonnen. Der Sohn von Marschwander war sehr überrascht über die große Menschenmenge und spendete ad hoc 1000 Gulden für die Grabeskapelle aus Verbundenheit bzw. in der Nachfolge der Stiftung seines Vaters, wie er sich ausdrückte. Am Ende des Jahres 1654 war die Grabeskirche kurz vor der Fertigstellung. Schon 1655 scheint in den „litterae annuae“ auf, dass die Stationen als Kapellen stehen. 1655 gibt es wieder eine Eintragung zum Fest der Kreuzauffindung. Es sind einige tausend Menschen aller Stände zum Kalvarienberg gepilgert und eine „Supplicatio sollemnis sacra“ wurde dabei vorgebetet. Ein Pater predigte, sakrale Musik wurde gespielt und die vielen Menschen standen auf dem Kalvarienberg, sodass er einer Krone glich. Im selben Jahr (1655) wurde ein Haus für die Kalvarienbergaufsicht gebaut. Diesem kirchlichen Angestellten fiel ebenfalls die Aufgabe zu, die Gebäude zu warten und zu schmücken. 1655 wurde ebenfalls beschlossen, dass eine gerade Treppe mit 200 Stufen konstruiert wird; je nach Spendenaufkommen würde sie schnell oder langsam gebaut werden. 1656 wurde eine Kapelle errichtet, in welcher man die Kreuze in vollkommener Kontemplation betrachten konnte. Die Grazer Bevölkerung machte es sich zur guten Gewohnheit, nicht nur an den Festtagen, sondern auch unter der Woche herzupilgern und das in großer Anzahl. Dies taten sie aber nicht nur, um zu beten oder zu promenieren, sondern sie spendeten auch das noch fehlende Geld für den Fortbau der Baulichkeiten bzw. Kapellen; ohne diese Spenden und auch ohne die große Spende aus der kaiserlichen Kassa wäre dies nicht möglich gewesen. Die Bauern und Arbeiter vom Land waren gleichwohl solidarisch und brachten ihre Pferde, Esel und Ochsen mit, und spannten sie vor die Bauwägen, sodass der kontinuierliche Transport der Baumaterialien gewährleistet war. Die Wohlhabenden hingegen spendeten ansehnliche Summen. Somit durchdrang die ganze Bevölkerung der Wunsch, tatkräftig mithelfen zu können und das Gesamtkunstwerk zur Vollendung zu bringen. 1656 wird ein Tor aus Stein aufgerichtet und die restlichen Stufen gemauert. 1657 wurde am Platz ganz oben am Berg eine Mauer als Abschluss rundherum errichtet und die letzten Einzelheiten bezüglich der fehlenden Statuen samt der Muttergottes beschlossen und im Jahresbericht erwähnt: „Stationes, patronos suos et opera sini sortita, quibus ex eodem montis clivo ulterius perguntibus perelegans Virginitis; statua pari statione inclusa est objecta.“ Ein Jahr später wird zur Feier der Kreuzesauffindung 1657 allen Leuten, die sich dazu eingefunden hatten und das waren diesmal 8000, ein vollkommener Ablass gewährt, was damals Seltenheitswert hatte. Der begehrte Ablass wurde aus Rom gewährt. 1658 wurden die Stationssäulen erwähnt. Am 9.9.1658 verlieh der Bischof von Seckau dem Pater Rektor des Jesuitenkollegiums sowie dem Vertreter der Bruderschaft die Messlizenz. Ebenfalls 1658 wurde die Kreuzgruppe geweiht, es durfte von nun an auf dem Kalvarienberg „zu den drei Kreuzen“ an den Festen

Kreuzauffindung und Kreuzerhöhung, Messen gehalten werden. 1660: So wurde der Kalvarienberg dank der Mithilfe so vieler in nur kurzer Zeit fertig gestellt. Die erste Station war die Blutschwitzerkapelle, dann die anfangs erwähnten Kreuzwegstationen.

Auf dem Rückweg nach unten sind die Kreuzabnahmekapelle sowie Jesu Gefangennahme auf dem Ölberg dargestellt. Wenn man den Weg zur Grabeskapelle begeht, erblickt man die drei Mariae mit den Salbgefäßen bei der Auferstehungssäule.

1660 besuchte Kaiser Leopold I. persönlich den neuen Kalvarienberg. Mit ihm kam Erzherzog Leopold Wilhelm. Sie spendeten eine ansehnliche Geldsumme sowie kostbare liturgische Gerätschaften. Auch die kaiserliche Hofkammer sprang helfend ein. In der dortigen Gedenktafel steht geschrieben: „Leopoldus I. Caesar austriacus quarta octobris istas patientis salvatoris nostri pias stationes devote invisit pieque colvit = 1660 (Leopold I., Kaiser von Österreich, besichtigte andächtig am 4. Oktober diese verehrungswürdigen Leidensstationen und betete diese an). 1667: In einem Jahr wurden in der neuen Ölbergkapelle fast 1000 Messen gefeiert. Diese wurde von Graf Johann Georg von Herberstein mitfinanziert. Es bürgerte sich nun ein, möglichst oft an den heilbringenden Prozessionen teilzunehmen, die vor der barocken Kirche Mariahilf ihren Anfang nahmen. In der Folge bestand die Notwendigkeit eines zeitgemäßen passenden Gebetsbuches; es wurde die sogenannte „Grätzerische Wallfahrt“ gestaltet; es handelt sich hierbei um Gebete für alle möglichen Anlässe, mit reichhaltigen Illustrationen versehen; alle Kreuzwegstationen wurden durch Kupferstiche veranschaulicht.

„Berg Calvariae“ – Wallfahrtsbuch

Dieses Büchlein erfreute sich auch späterhin großer Beliebtheit und erlebte zahlreiche Auflagen. Die Kupferstiche sind eine wertvolle Dokumentation für den Gebäudebestand des Projektes.

„Alle Christgläubigen, welche nach wahrer Beicht und Buß das hochwürdige Altarsakrament empfangen und an bestimmten Tagen die unten benannten Kapellen des Heiligen Berges Calvariae außer Grätz besuchen und daselbst für das Anliegen der Christenheit, für die Ausrottung der Ketzer, für die Einigkeit der christlichen Potentaten und gemeinen Frieden, für Wohlfahrt der päpstlichen Heiligkeit andächtig beten, werden erlangen vollkommenen Ablass. Nämlich:

Freitag in der Fastenzeit: Kapelle zum Ölberg

Freitag in der Fastenzeit: Geißelungskapelle

Freitag in der Fastenzeit: Krönungskapelle

Freitag in der Fastenzeit: Kreuztragung

Freitag in der Fastenzeit: Vesperkapelle

Freitag in der Fastenzeit: Grabkapelle

Am 3. Mai: Fest Kreuzauffindung: Ölbergkapelle

Am 22. Juli: Fest der hlg. Maria Magdalena: Magdalenakapelle

Am 14. September: Fest Kreuzerhöhung: Ölbergkapelle.

In der Ölbergkapelle sind auch alle Freitage in der Fastenzeit 7 Jahre Ablass und soviel Quadragen zu erlangen. So befinden sich auch zwei privilegierte Altäre allda, als in der Vesperkapelle für alle Freitage und in der Kapelle des Hlg. Dismas für alle Montage des ganzen Jahres hindurch, auf welchen durch ein heiliges Messopfer eine arme Seele eines verstorbenen Sodalen/Wohltäters der löblichen Bruderschaft Mariä Reinigung aus der Pein des Fegefeuers kann erlöst werden. Bei beiden Altären bezieht sich das Privileg

auch auf den Armenseelentag und die folgende Oktav.⁴⁴

Es war auch bei den anderen Bruderschaften der Jesuiten, so bei den noch heute bestehenden, in der Barockzeit gegründeten Sodalitäten, beispielsweise in der Kirche Maria Vittoria in Ingolstadt sowie bei der „Bruderschaft für einen guten Tod“ an der St. Michaelskirche in München der Brauch, für die verstorbenen Mitglieder zu beten.

Ganz besonders wichtig waren Reliquien, vor allem Kreuzespartikelchen. Die Familie Herberstein stiftete eines, ein anderes wurde von einem Herrn Hagenau der Bruderschaft gestiftet. Es sind dann noch weitere Heiligenreliquien dazugekommen, die sich in den Stiegen der Heiligen Treppen befinden, jedoch öfters erbrochen wurden. Ein wertvolles Dokument ist das **Grazer Mirakelbuch**, das erste dokumentierte Wunder ereignete sich 1651; das erste publizierte Mirakelbuch stammt aus 1673. Im Ganzen sind dreiundvierzig Berichte von Wundern niedergeschrieben. Es wurden Krankheiten wie Fuß- und Augenkrankheiten, Arbeitsunfälle, Taubheit, Gicht, Fieber, Geschwüre, Blindheit, Blutsturz, Gallensteine, Ängste und Panikattacken geheilt. Aber auch Einflussnahme durch den bösen Feind (Teufel) sind bezeugt. 1713 wurde ein lateinisches Andachtsbuch gedruckt: „Pia peregrinatio ad montem calvariae graecensem“ (**Fromme Pilgerfahrt zum Grazer Kalvarienberg**); welche die Kongregation „Maria Verkündigung“ zu Graz stiftete. Bereits Kaiser Karl VI. war hier Mitglied. Signifikant ist, dass in diesem Jahr in Graz die Pest ausbrach. Am 10.8.1713 gab es in der Folge eine Bittprozession zum Kalvarienberg um „Verschonung vor der Seuche.“ Man betete acht Tage das Allerheiligste an und die vorgetragenen Bitten wurden erhört. Extra für den Kalvarienberg wurde auch ein Predigtbuch gedruckt: „Für die sieben Freytag der heiligen Fastenzeit“. Jesus Christus ist „Gegenstand unserer Dankbarkeit und Mitleidens“, das „Kräftigste Heilmittel wider die Sünd und Versuchungen“, ist „Trostreichste Hoffnung der büssenden Seelen“, „Stärkung aller betrübten Herzen“, „Antrieb zu einem eifrigen christlichen Lebenswandel“ sowie „der süßeste Trost in der letzten Todesangst eines sterbenden Christen.“ Durch die Predigt wurden die Menschen auch religiös gewandter, der persönliche Bezug zu Jesus Christus sollte gestärkt und verinnerlicht werden. Ein Wallfahrtsbuch des hiesigen Kalvarienbergs von 1726 enthält eine Andacht, es wird **Stiegenbüchl** genannt: „Der andächtige Christ kann nach einem Gebet die Stiegen besteigen; die mittlere zwar jederzeit nach römischen Gebrauch, mit gebogenen Knien (welche Schwachheit halber nicht können, die mögen gleichwohl auf denen Seitenstiegen ohne Kniebiegung ihre Andacht verrichten).“ Typisch dafür sind 28 Staffelsalmen, die sich an die Psalmen 120 bis 134 orientieren. Von besonderer Wichtigkeit sind die Stufen 2, 11 und 28, da Jesus auf diesen Stufen Blutstropfen verloren hätte; deswegen sind dort auch Kreuzpartikel eingelegt. Alle Stufen (Staffel) enthalten an beiden Seiten kleine Behältnisse mit kostbaren Reliquien diverser Heiliger. Das Begehen der Stiege brachte einen 40tägigen Ablass.

Die drei Kreuze wurden durch Blitzschlag zerstört und dank der Kongregation „Mariae Reinigung“ 1764 wieder neu erstellt. Die Inschrift lautet „Fulmen delevit Congregatio reparavit.“

⁴⁴ Siehe „Gott wohlgefällige denen Menschen aber höchstsprießliche Wallfahrt aus der landesfürstlichen Hauptstadt Graz in Steyermark auf dem nächstdabey liegenden, von der löbl. Bruderschaft Maria Reinigung in der Hofkirche Allda, zur Fortpflanzung der Andacht zu dem Leiden Christi, und Schmerzen Maria mit anmüthigen Stationen und Kapellen gezierten Berg Calvarie“, Graz 1713, es existieren noch andere Ausgaben, zum Teil in Fragmenten.

Der Kalvarienberg von Millstatt

Bereits 1573 war in Graz ein Jesuitenkollegium errichtet worden und die 1586 gegründete Universität Graz wurde ebenfalls von den Jesuiten geführt. Sie war ein Hort der Gelehrsamkeit. Die Einnahmen aus der Herrschaft Millstatt sollten dazu dienen, diese zu erhalten und auszubauen. Als oberster Grundherr der Residenz Millstatt mit allen dazugehörigen Gütern wie Rechberg, Steuerberg und Maria Wörth galt der Pater Rektor der Universität. Die Einkünfte wurden benötigt, um die theologische Universität Graz zu unterhalten. Die Jesuiten waren anfangs nicht glücklich über diese Übertragung. Der Ordensgeneral Aquaviva (er wurde 1581 zum fünften und mit 38 Jahren zum jüngsten Ordensgeneral gewählt) schreibt: "Über das Millstätter Kloster schreibe ich an P. Provinzial, eine solche Last sei für die Gesellschaft nicht geeignet, und wir bedauerten, dass die Unsrigen so schnell den Besitz angetreten hätten. Gewiss haben wir allen Grund, die Freigebigkeit und Güte des Erzherzogs Karl anzuerkennen. Aber abgesehen von den vielen Zerstreuungen, die sich aus der Verwaltung eines so großen Besitztums ergeben, und von der damit verbundenen geistlichen und weltlichen Jurisdiktion, steht zu befürchten, dass die Größe des Besitztums viel Neid und Unannehmlichkeiten nach sich ziehen wird. Deshalb hegen wir das Vertrauen zudem Fürsten, dass irgendein Weg gefunden werde, um diesen Nachteilen vorzubeugen".⁵

Zur Datierung

In den *Litterae annuae*⁶ kann man ersehen, dass im Jahre 1708 ein Brand auf dem Kalvarienberg wütete. In der Domitiankapelle ist auf einem Bild dieser Brand zu sehen, also muss zu jener Zeit das Kalvarienbergprojekt schon abgeschlossen worden sein.

Es handelt sich hier ebenfalls um ein barockes Bauwerk. Zum Kalvarienberg führen steile Steinstufen hinauf. Er besteht aus vierzehn Kreuzwegstationen; etwas nördlich davon sind vier weitere Stationen aufgerichtet; sie beinhalten das Leben Christi auszugsweise von seiner Auferstehung bis zur Himmelfahrt. Die Kalvarienbergkapelle wurde 1965 restauriert; sie ist vorne offen, der vordere Teil erhebt sich über Holzstützen. Man erblickt eine Kreuzigungsgruppe, welche geschnitzt ist, Jesus mit den zwei Schächern sowie Maria mit Johannes. Dahinter ist die Kapelle des Heiliggrabes. In der Kapelle befindet sich ein Hintergrundbild mit der Stadt Jerusalem. Die Wände spiegeln Jesus in seinem Leiden wider. An der Holzdecke findet sich jeweils ein Engel mit den *Armae Christi* in der Hand; rechts und links des Altares gibt es Türen, mit einem Wächter versehen, die in eine Höhle führen, welche das Grab Christi vergegenständlichen. Ergänzende Bilder der Grablege Christi sind dargestellt. An der Wandseite der Kirche sieht man weitere Bilder mit Golgotha-Darstellungen. Ein liegender Christus befindet sich in einem Felsvorsprung, er stammt aus der Zeit um 1700. Der Raum ist mit barocker Deckenmalerei, barocken Fruchtgehängen sowie Engel in Medaillons geschmückt. Auf der Rückenfront der Grabkapelle erblickt man zwei große gemalte Wächterfiguren in Uniformen. Der Künstler war Balthasar Klenkh, um 1700.

⁵ Siehe Bernhard Duhr I, *Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge im XVI. Jahrhundert*, Freiburg im Breisgau, 1907, S 394.

⁶ Vgl. *Litterae annuae* der Residenz Millstadiensis Jahre 1708 ff., Nationalbibliothek Wien.

Das Mesnerhaus am Kalvarienberg zu Millstatt

Das Mesnerhaus entstand um 1700 und ist mit Fresken bemalt. Die Fresken spiegeln das Leben berühmter Einsiedler wie Johannes den Täufer und Makarius wider.

In der Wiener Nationalbibliothek befinden sich Codices, welche von viele Wunderheilungen berichten, ob es nun Epilepsie war oder ein absterbender Fuß, der wieder heilte, nachdem man ein Bildnis des heiligen Franz-Xaver auf diesen legte.⁷

Obwohl der Kalvarienberg in Graz und unserer in Millstatt so verschieden voneinander sind, - was einigt sie nun?

Die Jesuiten griffen die Verbildlichung des Leidensweges Christi auf, sowohl in Kirchen, als auch in Kapellen. Die Jesuiten und die von ihnen gegründeten Bruderschaften, beispielsweise die Todesangst-Christi-Bruderschaften förderten die Anlagen von spirituellen Wallfahrten auf den Kalvarienbergen. Durch den Niedergang der katholischen Glaubenslehre und das Aufkommen des Protestantismus kam es zu einem enormen Glaubensdefizit bei der katholischen Bevölkerung. Das Konzil von Trient setzte neue, klar formulierte theologische Vorgaben. Die Jesuiten knüpften nun an lokale Frömmigkeitsformen an, sie führten volkssprachliche Predigten ein und belebten mittelalterliche Wallfahrten; - transformierten diese jedoch in eine neuzeitliche, ansprechende Form. Durch die Exerzitien werden alle Sinne gefordert, genau diese Sinne werden auch beim Ersteigen eines Kalvarienberges, beim Beten und Hören sakraler Musik affektiv in Anspruch genommen.

Im 17. Jahrhundert wurden aus diesem Grunde viele hundert Kalvarienberge gebaut (am meisten in Ungarn, viele in Altösterreich). Der Jesuit Karl Musart SJ schrieb ein Buch zur Errichtung von Kalvarienbergen, welcher ein „Besteller“ wurde.

1638 berichtet Pater **Musart S.J.** darin über die Kalvarienberge: „Als ich in Belgien durch die Gebiete von Trier und Mainz, durch Ober- und Niederösterreich nach Wien reiste, sah ich mit Freuden sehr häufig, wohin ich auch die Augen ausschweifen ließ, an den Flussufern, den Landstraßen, bei den Wegen in die Weinberge oder Gebirge „Säulen aufgerichtet, welche in Bildern aus der Leidensgeschichte Christus bei Annas oder Kaiphas, bald bei Pilatus, bald auf dem Kalvarienberg zeigten und dem Wanderer das Leiden Christi ins Gedächtnis zurückrief...In der Steiermark, Kärnten, Tirol gibt es auch zurzeit nicht wenige Zeugen desselben Glaubens.“⁸

⁷ Vgl. die vielen Wunderheilungen in: ÖNB Codices 12.031, 12.032, 12.022, 12.221, 12.223, 12.224, 12.228.

⁸ Siehe Carolus (Charles) Musart SJ, Peregrinus Calvariae, Wien 1638, I f.

Die Forschungsexpedition nach Kleinasien zum Nemrud Dagh im Jahre 1883 in Selbstzeugnissen Felix v. Luschan Beginn der deutschen archäologischen Feldforschungen im Orient

R.-B. Wartke, Berlin

An Felix v. Luschan werden sich die Archäologen immer als den Ausgräber von Zincirli (1888 – 1902) erinnern, dem aramäischen Stadtstaat in Nordsyrien (heute SO-Anatolien in der Türkei, nahe der syrischen Grenze).¹ Weniger bekannt ist v. Luschan als Mitglied der deutschen Expedition von 1883 zum Nemrud Dagh.² Sein Anteil am Erfolg des Unternehmens scheint mir bisher unterbewertet worden zu sein und soll in Verbindung mit dem Reiseverlauf vorgestellt werden.

Im Winter 1881/82 gelangten Informationen an die Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin darüber, dass der deutsche Ingenieur Karl Sester auf einem Berggipfel des östlichen Antitaurus kolossale Figuren entdeckt hätte, die für assyrisch gehalten wurden. Diese Bergspitze war zwar kartographisch bekannt (u.a. diente sie dem damaligen Hauptmann Helmuth von Moltke bei seinen Rekognoszierungen im Auftrag der türkischen Armee als feste Landmarke), die Existenz dort befindlicher archäologischer Denkmäler war jedoch ein Novum.

Mit dem Ziel der Überprüfung der teilweise von den Mitgliedern der Akademie angezweifelte Angaben, die sonst aber einige wissenschaftliche Aufregung ausgelöst hatten, wurde im März 1882 der junge Gelehrte Otto Puchstein beauftragt, in Begleitung des Entdeckers Karl Sester den angezeigten Fundort aufzusuchen und über die Lage vor Ort zu berichten:

Puchstein und Sester starteten am 15. April 1882 in Iskenderun und beendeten ihre Reise ebendort am 16. Juli. Vom 4. bis 7. Mai sowie vom 11. bis 25. Juni auf dem Rückweg der Reise, die sie bis Diyarbakir führte, hielten sie sich zu Untersuchungen auf den Nemrud Dagh auf. Vor Ort waren die Eindrücke für die beiden Reisenden überwältigend: Ein riesiger Grabhügel in einzigartiger Landschaft – Statuen monumentaler Gottheiten in Sturzlage – aus den Sockeln gelöste Reliefbilder, z. T. mit den Ansichtsseiten nach unten liegend. Sofort wurde klar, dass es sich keineswegs um assyrische, sondern um Jahrhunderte jüngere griechische Denkmäler handelte. Otto Puchstein ist die Entdeckung der umfangreichen griechischen Inschriften mit 5 - 7 cm hohen Buchstaben zuzuschreiben, die sich auf der Rückseite der Sitzfiguren auf der Ost- und der Westterrasse befinden, die er so gut wie vollständig kopieren und bereits am 19. Oktober in Berlin bekannt machen konnte.³

Nach dieser überaus erfolgreicher Erkundungsreise zum Nemrud Dagh 1882 wurde im Frühjahr des folgenden Jahres durch die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin Karl Humann beauftragt, in Begleitung Puchsteins eine Expedition zur eingehenden Untersuchung der Denkmäler auf dem Nemrud Dagh zu leiten. Als Ziele wurden formuliert die Anfertigung von Plänen, Zeichnungen und Photos der gesamten Anlage und ihrer Skulpturen sowie die Anfertigung von Gipsabgüssen

¹ Ausgrabungen in Sendschirli I – V (AiS I – V), Berlin 1893 – 1943.

² Diese Expedition wird zumeist nur mit den beiden Archäologen Karl Humann und Otto Puchstein in Verbindung gebracht: K. Humann, O. Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien, Berlin 1890, 155ff.; F. K. Dörner, Der Thron der Götter auf dem Nemrud Dagh. Kommagene – Das große archäologische Abenteuer in der östlichen Türkei, Bergisch Gladbach, 1987³, 40ff.; F. K. und E. Dörner, Von Pergamon zum Nemrud Dağ. Die archäologischen Entdeckungen Carl Humanns, Mainz 1989, 261ff.; N. Crüsemann, Vom Zweistromland zum Kupfergraben. Vorgeschichte und Entstehungsjahre (1899-1918) der Vorderasiatischen Abteilung der Berliner Museen vor fach- und kulturpolitischen Hintergründen, Jahrbuch der Berliner Museen, 42. Band, 2000, Beiheft, Berlin 2001, 52ff.

³ O. Puchstein, Die erste Reise nach dem Nemrud-Dagh (1882), in: Humann-Puchstein, Reisen (wie Anm. 2), 99ff.; Berichterstattung ausführlich: O. Puchstein, Bericht über eine Reise in Kurdistan (vorgelegt von Hrn. Conze am 19. October 1882), in: Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Jg. 1883, Berlin 1883, 29ff.

einzelner Reliefs. Die mit 35.000 Mark veranschlagten Kosten wurden höchstpersönlich von Kaiser Wilhelm I. aus dessen Allerhöchstem Dispositionsfonds bereitgestellt. Reichskanzler Bismarck wurde vom Kultusministerium gebeten, bei der Hohen Pforte Empfehlungen für einen ungestörten Reiseverlauf zu erwirken.

Teilnehmer der Expedition war neben Karl Humann als Leiter und Otto Puchstein als Archäologe auch Felix v. Luschan. In den später veröffentlichten Berichten über die Reise zum Nemrud Dagħ wird Felix v. Luschan eher nur am Rande erwähnt, einzig ein bescheidener Beitrag aus der Feder v. Luschans über eine fünftägige Erkundungstour zur Burg von Khores am Euphrat findet sich in den von Humann und Puchstein vorgelegten „Reisen in Kleinasien und Nordsyrien“ von 1890.⁴

In den erhaltenen Briefen v. Luschans an seinen Bruder Oscar und seinen Vater sowie aus den Tagebuchnotizen, geschrieben v.a. ebenfalls zur Information an seinen Vater über den Reiseverlauf,⁵ zeigen sich die feine Beobachtungsgabe v. Luschans ebenso wie seine Vielseitigkeit und seine breiten Interessen. Die Briefe sind Teil des Nachlasses v. Luschans, der in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek Berlin verwahrt wird. Auszüge daraus wurden im Jahre 1970 in Teilen und an entlegenem Ort veröffentlicht.⁶

Nachfolgend soll in chronologischer Reihenfolge der Verlauf der Expedition (Abb. 1) aus der Sicht v. Luschans nachgezeichnet werden, und dies –wo immer möglich - mit seinen eigenen Worten.

Vorgeschichte

Im Rahmen der Vorbereitung der Expedition fragt Karl Humann offiziell bei v. Luschan an, der gerade an der österreichischen Expedition Graf Lanckoroskis durch Pamphylien und auf Rhodos (v.a. auch als Photograph) teilnahm, die Reise zum Nemrud Dagħ, gemeinsam mit ihm und dem Archäologen Otto Puchstein, als Arzt zu begleiten.

v. Luschan sagt zu. Obwohl Humann und Puchstein beide leidend sind – Humann laboriert seit Jahren an Asthma, Puchstein schleppt seit einem Romaufenthalt eine schwere Malaria mit sich – sind v. Luschans Fähigkeiten als Arzt während der Reise allerdings wenig gefragt.

„...Ich bin ausschliesslich Chefarzt mit dem Titel eines geheimen Ober-Medicinal-Rathes und kann im übrigen thun und lassen, photographiren und botanisiren, Steine klopfen und Schädel messen, was, wo, wann und wie ich will....“⁷

„...Ich habe vorläufig bedingungsweise zugesagt, aber ganz freie Station und ein reines, monatlich im voraus zu bezahlendes Honorar von 50 Lira türkisch (circa 540 Gulden ÖW) verlangt. Im übrigen würde ich sehr gerne mit dabei sein; die Reise wäre auch ethnographisch ungemein lohnend – ausserdem das Honorar nicht zu verachten. ...“⁸

Auch an anderer Stelle findet sich die Einschätzung, dass die Bezahlung anständig wäre. Die bereits erhaltene gute Bezahlung durch Graf Lanckoroski und die von Humann zugesagte Dotierung ließen ihn durchaus entspannt in die Zukunft blicken:

„...Wie Humann mir schreibt, wird Dir (gemeint ist der Vater – R.-B. W.) Conze selbst das Geld schicken. Wenn das so fort geht, kaufe ich mir zu Weihnachten den Meyerhof in Millstatt....“⁹ Der Meyerhof sollte es offenbar nicht werden, jedoch bezog v. Luschan

⁴ Humann-Puchstein, Reisen (wie Anm. 2), 205-208.

⁵ Nachlaß v. Luschan, Staatsbibliothek Berlin, Handschriftenabteilung, insbesondere Kasten 1 und Kasten 3; weiter zitiert als ‚Nachlaß v. Luschan‘.

⁶ F. Kiffner, L. Schott, Auszüge aus Reisebriefen Felix von Luschans aus dem vorderen Orient an seinen Vater und seinen Bruder Oskar (1882 – 1884), in: Mitteilungen der Sektion Anthropologie der Biologischen Gesellschaft der DDR, Nr. 24, Berlin 1970, 25ff. Zu Recht bemängelt L. Schott in einer Vorbemerkung die erheblichen Mängel der von F. Kiffner vorbereiteten Brief- und Tagebuch-Excerpte.

⁷ Briefe an den Vater, 18. Mai (Nachlaß v. Luschan Kasten 3).

⁸ Ebda., 6. Februar (Nachlaß v. Luschan Kasten 1).

⁹ Ebda., 13. April (Nachlaß v. Luschan Kasten 1).

bereits Mitte 1885 mit seiner frisch angetrauten Frau Emma die neu erbaute „Villa Felicitas“ in Millstatt.

In seinem Gesuch um Freistellung von seinen akademischen Lehrverpflichtungen an der Universität Wien legt v. Luschan den Schwerpunkt seiner Begründung für eine Teilnahme an der Expedition auf ethnographische Studien und verweist auf die etwa 500 Photos, die er bereits während seiner Reisen in Kleinasien angefertigt hat. Bei anderen Gelegenheiten schreibt er (März 1883), dass ihn ganz besonders ein spezieller medizinischer Aspekt interessiert, nämlich die Erforschung einer Krankheit, die heute als Leishmaniose bekannt ist (eine in einem der Malaria vergleichbaren Übertragungszyklus durch Geißeltierchen verursachte Hautkrankheit, unter den Archäologen – je nach Wirkungsort – als Aleppo-Beule oder Bagdad-Beule bekannt – R.-B. W.):

„...In Aleppo werde ich u. anderen trachten, möglichst viel über die habb-es-sene zu erfahren, mikroskopische und andere Praeparate zur Kenntnis der Aleppobeule sammeln, und letztere wol auch an mir selbst untersuchen Gelegenheit finden....“

„...Besuche bei Dr. Cozzoni und Dr. Szarkenski, um über die Möglichkeit, Aleppoknoten zu exstirpieren (großräumig chirurgisch zu entfernen – R.-B. W.), zu berathen. Ich sehe nemlich keinen anderen Weg, diese höchst wunderbare und interessante, noch ganz mysteriöse Krankheit zu studiren als die Exstirpation junger Knoten zur mikroskopischen Untersuchung....- mit den Aleppoknoten sieht es aber schlecht aus, denn die Ärzte halten ihn da alle für ein noli me tangere, und erklären eine Exstirpation, die doch sicherlich einer Radical-Heilung gleich käme, für ein höchst gefährliches, unstatthaftes Unternehmen. Auch dass ich und Jussuf den Knoten selbst kriegen würden, schien bei der kühlen Jahreszeit leider unwahrscheinlich genug....“

Wenig später gibt er dieses medizinische Forschungsziel allerdings auf:

„...Überhaupt ist es sehr wunderbar, wie rasch man sich an den Anblick der grossen braunen Narben gewöhnt, die nach der habb-es-sene zurückbleiben. Besonders in Aleppo selbst, aber auch in Aintab scheint die Narbe so sehr zu dem dunklen Colorit und dem ganzen Habitus der Leute zu stimmen, dass mir schon nach einigen Tagen nicht mehr die Narbe auffiel, sondern viel eher der Mangel einer solchen und jetzt bin ich schon so weit, dass mir ein Araber, welcher keine grosse Narbe im Gesicht trägt, ebenso entstellt scheint als wäre er einäugig oder schielend. Trotzdem muss ich aber zugeben, dass ich nachgerade froh bin, dass mein früherer Wunsch, den Aleppoknoten selbst zu bekommen, nicht in Erfüllung gegangen ist; ich habe nemlich hier in Aintab von den amerikanischen Ärzten erfahren, dass ihre Exstirpations-Versuche nicht immer von Erfolg waren und der Besitz des schönsten in Chromsäure gehärteten Knotens wäre mir nicht die Plage werth, ein ganzes Jahr lang eine eiternde Wunde im Gesicht herumzutragen, die noch dazu in Europa von 999 unter 1000 Menschen für spezifisch gehalten werden würde (gemeint ist ‚für syphilitisch‘ – R.-B.W.) – wie denn auch in Aleppo mehreren der Wiener und Pariser Dermatologen nachgesagt wird, sie hätten wiederholt einzelne, zufällig in ihre Behandlung gelangte Aleppoknoten gar nicht erkannt, sondern sie allem Leugnen und Streuben der Patienten zum Trotz einer natürlich noch dazu erfolglosen antispezifischen Cur unterworfen...“¹⁰

Anreise zum Nemrud Dag

Am 9. Mai 1883 nachmittags bricht die Expedition in Alexandrette/Iskenderun auf. Teilnehmer waren neben den bereits genannten Humann, Puchstein und v. Luschan der Tscherkesse Hassan Bey, der Steinmetzmeister Jani Laloudis, der Bildhauer und Gipsgiesser Andrea Janini (v. Luschan: aus Verona, Garibaldianer, Markenzeichen ‚grüner Hut‘), der Koch Nicola sowie 3 Pferdekehnechte.

Der bisher mit besonderer Konzentration, effektiv und flott reisende Felix v. Luschan kommt nur schwer mit der ‚Methode Humann‘ zurecht: *„...Humann’s Art zu reisen, bringt*

¹⁰ Ebda., Briefe an den Vater 2. März (Nachlaß v. Luschan Kasten 1); ebda., 20. März ; dto. 21. Mai (Nachlaß v. Luschan Kasten 3).

mich manchmal in Verzweiflung. Bisher war ich auf all meinen Reisen entweder wirklich der Herr, oder wenigstens eine Art Generalstabs-Chef; wie ich es wollte oder für gut fand, so geschah es, einen anderen Willen kannte ich nicht. Nun ist Humann selbst ein erfahrener Reisender und um unser wirklich freundschaftliches Verhältnis zu einander nicht zu trüben, habe ich mich von Haus aus zu absoluter Subordination entschlossen, wir würden sonst täglich in Streit kommen....

(daraus folgt)...erstens dass wir nur unglaublich langsam weiterkommen und zweitens dass wir doch den ganzen Tag unterwegs sind. Wir müssen vor Sonnenaufgang aufstehen und oft bis 9 oder 10 Uhr warten bis die Caravane in Gang geräth, dann kriechen wir in der glühendsten Sonnenhitze bis zum Abend und haben doch nicht mehr Weg zurückgelegt, als ich allein oder mit Benndorf, Petersen oder Lanckorowski in drei oder vier kühlen Morgenstunden erledigt hätte; das ist bitter, aber es muss getragen werden – dafür bin ich ja auch anständig bezahlt.“

„...Wir kommen, wie ich Dir schon geschrieben, nur äusserst langsam vom Flecke, da Humann sehr ängstlich ist und nie zu einem ordentlichen ausgiebigen Tagesmarsch gebracht werden kann. 30 Kilometer ist jetzt schon für uns eine enorme Leistung, während ich von früher her an 50, 60 auch 70 Kilometer gewohnt bin....“

„...Vor allem muss ich Dir sagen, das unsere gegenwärtige Reise bei weitem die bequemste ist, welche ich je gemacht. Humann bildet sich nemlich ein, tuberkulos und schwindsüchtig zu sein, und vermeidet jegliche Überanstrengung mit wahrhaft unglaublicher Ängstlichkeit. Ausserdem hält er auf gute Küche und guten Wein und so reisen wir entsetzlich langsam aber mit einem mir bisher gänzlich unbekannten Comfort. Wir haben einen vorzüglichen Koch, der im übrigen völlig Grand Seigneur ist, aber sein Handwerk aus dem ff. versteht. Wir haben zweimal am Tage warmes Frühstück und abends ein grosses Essen wie man es zu hause nicht besser haben kann. In den ersten Tagen war mir diese Art zu reisen fast unerträglich und ich bereute schon meine Theilnahme an der Expedition; jetzt ...gewöhne ich mich allmählich daran und finde dass auch eine solche Reise ihre guten Seiten haben kann. Fürchterlich ist aber unsere Caravane. Wir haben 12 eigene und 23 Mieth-Pferde, und werden zu diesen 35 Thieren in Aintab noch weitere 6 oder 7 bekommen welche Gips auf den Nemrud Dagh bringen sollen. Dazu kommen noch die 11 Pferde Hamdy Bey's...“¹¹

Das erste Ziel ist der kleine Ort Saktschegözü, der am 13. Mai erreicht wird (Abb. 2).

„...Der Ort...ist auch...selbst in seiner nächsten Umgebung fast unbekannt – gleichwol wird die Welt sich bald auch an diesen Namen gewöhnen müssen, denn wir haben heute von hier aus Sculpturen an das Berliner Museum gesandt, welche sicher für alle Zeit wichtig bleiben werden. Dieselben waren bisher nur von einer einzigen Engländerin (gemeint ist Mrs. Mary Esmé Gwendoline Scott-Stevenson, die über das ‚assyrische‘ Relief in einer in London erschienenen Publikation ihrer Reise in Kleinasien berichtete – R.-B. W.) und im Jahre 1882 von Dr. Puchstein gesehen worden und galten bis nun für assyrisch...“¹²

Inhalt der Reiseunterbrechung ist der Ankauf der aus drei Reliefblöcken bestehenden Löwenjagd für die Berliner Museen, die aus der Hofmauer des Besitzers Gülü-Bey (Rosengraf – R.-B. W.) herausgelöst wird. Beim zwecks Gewichtserleichterung vorgenommenen ‚Abspitzen‘ der ursprünglich ca. 50 cm dicken Blöcke von den Rückseiten aus haben die Reliefs Schaden erlitten.¹³ Noch heute ist das wohlbehalten in Berlin angelangte Löwenjagd-Relief ein Blickfang im Vorderasiatischen Museum im Raum der nordsyrischen Denkmäler.

¹¹ Ebda., Briefe an den Vater 10. Mai, 1. Juni, 18. Mai (Nachlaß v. Luschan Kasten 3).

¹² Ebda., Briefe an den Vater 18. Mai (Nachlaß v. Luschan Kasten 3).

¹³ F. Krohn, R.-B. Wartke, Fundteilung mit Hammer und Meißel. Die Ausgrabungen des deutschen Orient-Comités in Sendschirli (Südost-Anatolien), in: Antike Welt 39,1, 2008, 41ff.

Das ‚Abspitzen‘ oder ‚Abstücken‘ schwerer Steinblöcke wurde bereits bei der Abnahme der Friesreliefs am Heroon von Trysa/Gjölbaschi (1881/82) und später bei den Reliefblöcken von Sendschirli praktiziert.

Am 18. Mai 1883 erkunden Puchstein und v. Luschan den benachbarten Siedlungshügel Sendschirli, an dessen Südrande sie frei stehend mehrere reliefierte Steinblöcke entdecken, die wenige Tage vor ihnen Osman Hamdi Bey, Direktor der Kaiserlich-Osmanischen Museen und ebenfalls auf dem Weg zum Nemrud Dag, aufgesucht und teilweise freigelegt hatte. Dieser Kurzbesuch sollte zum Schlüsselerlebnis für F. v. Luschan werden, der den Plan fasste, diesen antiken Hügel auszugraben (Abb. 3):

„... (ich) ritt mit Puchstein nach Tschingerli ... Dort sollten an einem großen Tumulus viele bearbeitete Steine zu Tage liegen. Der Ritt lohnte sich auch. Wir fanden in der That 10 Blöcke mit hetitischen Reliefs, von denen 9 noch nebeneinander in situ lagen – ein bisher noch unerhörter Fall. Wie es scheint bilden dieselben erst den Eingang in eine Grabkammer; ... einige Spatenstiche (rechts) würden abermals Reliefs zu Tage fördern. Ähnliche Tumuli wie der von Tschingirli gibt es hier zu Dutzenden, auch die Löwenjagd von Saktshögzü stammt von einem solchen... – es ist sehr möglich, dass sie (=Tumuli – R.-B. W.) alle hunderte und hunderte von solchen Reliefs enthalten, welche bisher zu den grössten und kostbarsten Seltenheiten des ‚British Museum‘ gehörten (gemeint ist der Vergleich mit den neuassyrischen Palastreliefs, z.B. aus Nimrud – R.-B. W.)... Die Löwenjagd geht nun nach Berlin, auch der Tumulus von Tschingirli wird wol im nächsten Jahre von Berlin aus in Angriff genommen werden – inschallah werde ich auch einmal eine solche hetitische Schatzkammer untersuchen können...“¹⁴

Tatsächlich ist zunächst unter Humanns (nur 1. Kampagne), dann v. Luschans Leitung in 5 Kampagnen während der Jahre 1888 – 1902 der Siedlungshügel ausgegraben worden (Abb. 4). Zwar wurden weder eine ‚Grabkammer‘ gefunden noch eine ‚hetitische Schatzkammer‘, doch kann mit dem Jahre 1888 der Beginn der deutsch(sprachig)en archäologischen Ausgrabungen mit dem Ziel der Erforschung der Kulturgeschichte des alten vorderen Orients definiert werden.¹⁵ Durch großzügige Fundteilung gelangten zahlreiche Ausgrabungsfunde nach Berlin.¹⁶

Am 28. Mai 1883 wurde der Euphrat zwischen Samsat und Kantara im Boot überquert. Während Humann eine eher sachlich gehaltene Schilderung derartiger Schiffsreise gibt¹⁷ nutzt v. Luschan die Gelegenheit für einen erfrischend unterhaltsamen Bericht über eine solche Flussfahrt (Abb. 5):

„... Die Überfuhr ist primitiv und langweilig; während man weiter oben, über Gerger hinauf, nur das Kelek kennt, aufgeblasene Häute, die zusammengekuppelt und mit Flechtwerk überdeckt leicht und einfach zu dirigieren sind, hat man in dieser Gegend nur ungeheure, plumpe Archen, von deren Bau die nebenstehende Photographie eine Vorstellung geben soll. Sie haben ungleich allen anderen Schiffen ein spitz zulaufendes hohes Backbord und dafür ein ganz niederes, aber breites Bug; zudem ein colossales, ungeschlachtetes Steuerruder und zwei lange, schaufellose Stangen, die zum Schieben dienen und als Ruder verwandt werden. Bis der geladene Kahn flott wird muss meist eine kleine halbe Stunde geschrien und gezankt, gestossen und geschoben, aus- und umgeladen werden; dann treibt er langsam hinunter, bis er von der Strömung erfasst und nun pfeilschnell abwärts getrieben wird. Dann geht das Geschrei von neuem los, der Steuermann wird von dem ungeheuren Ruder, das er lenken soll, hin und her geworfen und die vier Leute, die nun die langen Stangen als Ruder gebrauchen, beweisen durch Brüllen und Stöhnen, wie sehr sie sich anstrengen. Kommt der Kahn endlich wieder in ruhiges Wasser, geben die Leute einen Augenblick Ruhe, aber wie es scheint nur um sich zu neuem Lärm vorzubereiten, denn nun geht es an die Wahl einer Landungsstelle, und eine solle Mann natürlich ohne Schreien und Lärmen nicht gefunden werden...“¹⁸

¹⁴ Briefe an den Vater, 18. Mai (Nachlaß v. Luschan Kasten 3).

¹⁵ Die reichen archäologischen Funde und Befunde sind in 5 Bänden publiziert worden, s. Anm. 1.

¹⁶ R.-B. Wartke, SAM’AL. Ein aramäischer Stadtstaat des 10. bis 8. Jhs. v. Chr. und die Geschichte seiner Erforschung, Mainz 2005.

¹⁷ Humann-Puchstein, Reisen (wie Anm. 2), 174.

¹⁸ Briefe an den Vater 28. Mai (Nachlaß v. Luschan Kasten 3).

Der Bericht v. Luschans über eine ‚Reise auf dem Kürbis‘ ist nicht weniger vergnüglich. 3 Wochen später schreibt er:

„...Eben jetzt komme ich von einer wunderbaren Tour; Man hatte mir von Fels-Inschriften am linken Euphrat-Ufer, 4 Stunden unterhalb Chores erzählt. Bei der glühenden Hitze die hier herrscht, entschloss ich mich, einmal die landesübliche Art, stromab zu reisen zu versuchen. Die Leute binden ihre gesamten Kleider in die Beinkleider und diese als Turban um den Kopf; dann setzen sie sich auf einen holen Kürbis und treiben pfeilschnell und ohne die geringste Anstrengung thalab. Der Versuch gelang sehr gut; mit den Inschriften war es zwar nur ein „Reinfall“ aber ich war doch froh, diese Art des Reisens nun auch aus eigener Erfahrung kennen zu lernen...“¹⁹

Am 2. Juni 1883 kam es zu einem Treffen mit Hamdi Bey und Osgan Effendi, dem mitreisenden armenischen Bildhauer, die bereits auf dem Rückweg vom Nemrud Dag waren. Auch anlässlich der für einen Tag in der Tat entstandenen ‚deutsch-österreich-türkischen Expedition‘ (Abb. 6) liest sich v. Luschans Bericht aufschlussreicher als die nüchterne Erwähnung der Begegnung, wie sie Karl Humann schildert:²⁰

(im Angesicht von Samsat begannen) *„...wir ...abzuladen und warteten auf die Fähre, die eben am anderen Ufer lag, wie es schien, schwer beladen. ...‘Wer kommt da?’ fragten wir....‘Ich weiss nicht, hiess es ‚irgend ein Pascha-Sohn ist von Adiaman hergekommen –wirklich war es Hamdi-Bey, der seine Reise (zum Nemrud Dag – R.-B. W.) so rasch erledigt hatte und nun mit Oskan-Effendi bereits auf dem Heimwege sich befand. Hamdi war fast zwei ganze Wochen am Nemrud gesessen, mitten im Schnee, hatte mit fünfzig Arbeitern mit der Sonne um die Wette das Monument vom Schnee frei gemacht und eine Reihe von Photographien aufgenommen sowie einige Köpfe in Gips abgiessen lassen. Er schien höchst befriedigt von seiner Tour, die uns doch eigentlich eher sonderbar schien. Es scheint fast, als hätte er nur den Zweck verfolgt, der deutschen Expedition durch eine rasche Publikation seiner eigenen Reise, die ja doch nur nach unserem Programme und nach Puchstein’s Reise Bericht gemacht werden konnte – zuvorzukommen...“²¹*

Und wirklich konnte Osman Hamdy Bey bereits im gleichen Jahr (1883) seinen Reisebericht mit Plänen (Tumuli von Kara-Kusch und Nemrud Dag) und zahlreichen Tafelabbildungen sowie Kopien und Übersetzungen einzelner griechischer Inschriften vorlegen,²² während die umfassende deutsche Publikation erst 1890 erschienen ist. So schien Osman Hamdi Bey den wissenschaftlichen Wettkampf des Jahres 1883 um den Nemrud Dag gewonnen zu haben (zur Erinnerung – er war kurz vor der deutsch-österreichischen Expedition an den Reliefs von Sendschirli und auch eher am Tumulus vom Karakusch). Die wissenschaftliche Ausbeute war im Vergleich zur Publikation von Humann und Puchstein jedoch geringer, die Aussagekraft der Photographien eingeschränkt (Abb. 7a und b -Photos der Ost-Terrasse des Nemrud Dag im Vergleich). Am 3. Juni 1883 finden die Reisenden den römischen Türsturz auf (Abb. 8a und b), den schon 1838 Helmuth v. Moltke (1800-1891, in den Jahren 1835-40 Reformator und Instrukteur des osmanischen Heerwesens, später Generalfeldmarschall und erfolgreicher preußischer Heerführer) erwähnte: *„...Ich fand einen Marmorfries von so schöner Arbeit, wie ich nie gesehen, Laubwerk, Vögel, Stiere, Alles so wohl erhalten, als ob es erst fertig geworden wäre...“²³* Das Photo diente später als Vorlage für die Textillustration im Reisebericht.²⁴

¹⁹ Ebda., 20. Juni (Nachlaß v. Luschans Kasten 3).

²⁰ Humann-Puchstein, Reisen (wie Anm. 2), 181.

²¹ Briefe an den Vater, 2. Juni 1883 (Nachlaß v. Luschans Kasten 3).

²² O. Hamdy Bey, Le tumulus de Nemroud-Dagh. Voyage, Description, Inscriptions avec Plans et Photographies, Constantinople 1883.

²³ H. v. Moltke, Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839, Berlin 1911¹¹, 236.

²⁴ Humann-Puchstein, Reisen (wie Anm. 2), 183 Abb. 29.

Es scheint, dass bei den Entdeckungen der Expeditionsteilnehmer auf der Weiterreise erst die tatsächliche Bedeutung der Funde und Befunde klar wurde:

- ‚unvollendetes hethitisches Relief‘ mit Darstellung eines Herrschers und auf beiden Seiten Hieroglypheninschrift, 3. Juni; gefunden bei Samsat, jetzt in Adiyaman (Abb. 9).²⁵

- ‚Begrüßungsrelief Antiochos und Herakles, 4. Juni, gefunden im Dorf Selik, jetzt in London/British Museum (Abb. 10):

„...Derselbe trägt auch, nach hethitischem Muster, Inschriften auf der Kehrseite und den beiden Schmalseiten – Inschriften, die merkwürdiger Weise einfach ein Fragment von der großen Inschrift am Nemrud Dagħ wird ergeben. Der interessante Stein war sonach wol kaum vereinzelt, sondern gehörte wol zu einem dem am N. ähnlichen Monumente. Hoffentlich werden die anderen Theile desselben sich noch finden lassen. Das Relief von Selyk aber wird wol nächstens nach Europa wandern. Bis zum Euphrat kann es leicht gebracht werden und einmal auf einem Flosse bringt man es auf dem kleinen Umwege über Bagdad dann auch leicht auf einen Dampfer...“²⁶

- Grabhügel von Kara-Kusch, (schwarzer Adler, Abb. 11a und b, Photos im Vergleich):

„...Inzwischen waren wir nunmehr endlich in archaeologisch interessantere Gegend gekommen. Ein siebenstündiger Ritt brachte uns nach Karakusch, einem in seiner Art völlig einzig dastehenden Denkmale. In einer einsamen Berggegend erhebt sich da ein grosser künstlicher Tumulus und um diesen stehen noch aufrecht gewaltige dorische Säulen mit ungeheuren Bildwerken; Wir stehen also vor dem Grabhügel der Königin Isias Philostorgos, der Mutter des Königs Mithradates, der Großmutter des Königs Antiochus von Commagene (heute wissen wir, dass es sich um den Grabtumulus der Isias, Antiochis und Aka – Frau, Tochter und Enkelin des Antiochos handelt – R.-B. Wartke). Puchstein hatte das Monument und die stark zerstörte Inschrift schon auf seiner vorigen Reise entdeckt, die Inschrift aber erst diesmal entziffern können. Die ganze Anordnung des Monumentes war nach P. derart, dass an drei Seiten des Hügels je drei Säulen standen, von diesen hatten immer die mittleren eine Relief Platte getragen, die seitlichen aber Colossal Bilder von Thieren. Von diesen 9 Säulen stehen also 4 noch aufrecht, und drei von diesen tragen noch die Bildwerke, zu deren Aufnahme sie vor fast 2000 Jahren errichtet – ich kenne nicht einen einzigen Fall, dass irgendwo noch ein antikes Bildwerk derart in situ auf uns gekommen ist, und schon deshalb allein betrachte ich Karakusch als eines der merkwürdigsten Monumente, die uns überhaupt aus antiker Zeit überkommen sind. Dazu kommt noch der große landschaftliche Reiz der Gegend, nicht zum geringsten auch der Anblick des imponirenden Nemrud Dagħ, von dem Karakusch nur eine halbe Tagereise entfernt ist...“²⁷

- Brücke von Kiakhta (Abb. 12 und b):

“Mittwoch am 6. Juni brachte uns ein kurzer Ritt von schwachen zwei Stunden zu der großen Brücke von Kjachta – es ist unglaublich, dass man nicht sagen kann zu der berühmten, denn wenn irgend eine Brücke der Welt, die bei Kjachta würde es verdienen, berühmt zu sein und doch kennt sie bisher so gut wie niemand; Moltke erwähnt sie flüchtig, scheint sie aber kaum als antik erkannt zu haben; vor ihm hatte sie kein moderner Reisender gesehen und nach ihm gerieth sie in völlige Vergessenheit, so dass Puchstein sie im vorigen Jahre gleichsam neu entdecken musste. Es ist ein einziger stolzer Bogen, der den wilden Bölam Fluss gerade da überbrückt, wo seine vereinigten Wässer aus einer engen Schlucht in das Thal von Kjachta durchbrechen. Die Brücke ist noch völlig wol erhalten und man würde sie für ein Werk der besten italienischen Renaissance halten, wären nicht vier gleichlautende Inschrift-Blöcke in die Brückenwand

²⁵ Ebda., Taf. 49,1-3: Umzeichnungen nach Photo (Hauptseite) und Papierabklatschen (Seiten mit Hieroglypheninschriften) durch M. Lübke.

²⁶ Briefe an den Vater, 4. Juni (Nachlaß v. Luschan Kasten 3).

²⁷ Ebda.

eingefügt die da melden, dass die Brücke von Septimius Severus, Caracalla und Geta von Grund aus restaurirt und dem Verkehre wiedergegeben worden sei. Zwanzig Meter über der Thalsole wölbt sich der stolze Bogen und die gesammte Länge der Brückenbahn misst über 150 Schritte. Goldig, wie pentelischer Marmor glänzen die schönen Kalkstein-Quadern der Brücke und landschaftlich auch besonders decoratif wirken die Säulen, welche die Zugänge der Brücke flankiren. Diese trugen, wie grosse Ehreninschriften vermelden, einst die Statuen des Sept. Severus, der Julia Domna, des Caracalla und des Geta. Diese Statuen fehlen, ebenso die ganze Säule welche das Standbild Geta's getragen hatte; die letztere ist wol in alter Zeit und absichtlich zerstört worden, zur Zeit als Caracalla alle Standbilder Geta's vertilgen und alle Inschriften verwischen liess, in denen seines Bruders Nahmen vorkam; sonst aber sieht man der Brücke, die etwa um das Jahr 199 n. Chr. vollendet ist, nicht an, dass man nächstens ihr siebzehnhundertjähriges Jubiläum feiern wird. ...“²⁸

Felix v. Luschan widmet sich während der gesamten Reisezeit neben dem Photographieren, Entwickeln der Photoplatten, Sammeln und Bestimmen von Pflanzen vor allem aber seinen ethnographischen Studien (Abb. 13). Im Zusammenhang mit den Photos von ‚Kurdischen Weibern‘ schätzt er ein „...die ohnehin meist plumpe Figur der kurdischen Frauen gewinnt durch den monströsen Kopfputz selten viel. Ritter(=Carl Ritter, Geograph – R.-B. W.) schildert daher auch nach ‚übereinstimmenden‘ Berichten der ‚kühnen‘ Reisenden die Kurdinnen als unbeschreibbar abstossende, wilde und rohe Hexen; ich halte mich lieber an Moltke, und kann mit ihm versichern, dass es auch unter den Kurdinnen ganz vollendete Schönheiten gibt, noch dazu gar nicht selten –allerdings kriegt man sie in der Regel nicht zu sehen und sie werden häufig von ihren Schwiegermüttern und Tanten und Männern versteckt, sobald fremde Reiter nur von weitem in Sicht kommen...“²⁹

Auf dem Nemrud Dag (7. bis 24. Juni 1883)

„Donnerstag der 7. Juni sollte uns nun endlich an das Hauptziel der Reise bringen, an den Nemrud Dag. Nach einem vierstündigen Ritt hatten wir das Plateau erreicht, auf dem Puchstein im vorigen Jahr wochenlang in einer Felsspalte gelebt, ohne Zelt, ohne Bett, ohne Diener, ohne jegliche europäische Nahrung, nur auf den guten Willen einiger Kurden angewiesen.

Weitere 1000' höher, fast 7000' hoch, winkte uns der grosse Grabhügel des Antiochus... Auf einem der östlichsten Gipfel des hohen Taurus erhebt sich, ganz aus kleinen zusammengelesenen Steinen aufgebaut, ein künstlicher Berg, weithin sichtbar und auf hunderte von Meilen den Ruhm oder die Tollheit seines Erbauers verkündend. Im Osten und im Westen dieses Grabhügels sind annähernd symmetrisch zwei ebene Terrassen theilweise aus dem Felsen herausgearbeitet, theilweise aufgeschüttet. Diese sind eingerahmt von Bildwerken ganz unerhörter Art. Vor allem im Osten sind es ungeheure Standbilder, die zuerst den Blick fesseln, sitzende Colossal-Figuren, jede 7 bis 8 Meter hoch. In der Mitte thront Zeus Horomazdes, rechts von ihm die ‚allesernährende‘ Commagene, links der König Antiochus, und weiterhin neben Antiochus links Herakles und neben der Commagene rechts Apollo. Beschlossen wird die Reihe beiderseits von ähnlich gewaltigen Darstellungen von Löwen und Adlern. Nur die Commagene hat ihren Kopf noch intact behalten, die anderen Köpfe sind, zweifelsohne durch ein Erdbeben – heruntergestürzt worden. Von der Figur des Antiochus fehlen auch die Schultern; der Block aus dem sie gebildet, liegt nun zu Füßen der Statue; man erkennt noch das ungeheure Loch, in das der Kopf eingefügt war. Sonst sind die Statuen alle aus unverdübten Kalksteinblöcken und ohne Klammern zusammengestellt und es ist wunderbar, dass sie so lange widerstanden....“

²⁸ Briefe an den Vater, 6. Juni (Nachlaß v. Luschan Kasten 3).

²⁹ Ebda., Briefe an den Vater, 5. Juni (Nachlaß v. Luschan Kasten 3).

„... das Ziehl, das wir vorgestern erreicht, (ist) in der That ein lohnendes. Ich hoffe, dass Conze Dir Puchstein's Reisebericht bereits gesandt hat; aus demselben kannst Du Dir eine Vorstellung von der Grossartigkeit des Monumentes machen zu dessen näherer Untersuchung wir hierher gekommen sind. Puchstein's Beschreibung (von 1882 – R.-B. W.) ist eine sehr nüchterne und so fand ich das Monument in jeder Beziehung colossaler als ich nach derselben vermuthet hätte ...“

„...Wir haben unser Zeltlager hier 6000 Fuss über dem Meere in einem grünen Thalkessel aufgeschlagen (Abb. 14). Holz ist spärlich, aber wir haben zwei Petroleum-Küchen, so dass Humann seiner Passion gut zu essen und zu trinken auch hier oben nichts vergeben muss.

Rebhühner sind hier oben häufiger als bei uns die Spatzen und im übrigen haben wir Fische vom Euphrat und Wiener Fleisch Conserven, englische Biscuits, chinesischen Thee, ungarischen Rothwein und den feinsten Cognac aus Bordeaux so dass die ganze Welt dazu beitragen muss, uns vergessen zu machen dass wir hier so hoch über ihr Durchschnitts Niveau erhaben sind. Täglich am Morgen steigen wir nun fast eine Stunde hinauf auf den höchsten Gipfel, auf dem in riesigen Statuen Antiochus mit den hohen Göttern thront; rings um uns graue Felsen oder blanker Schnee. Kaum 6 Schritte von einem der Zelte liegt noch eine ungeheure Schneemasse die von der Mittags Sonne geschützt noch einige Wochen vorhalten und uns stets mit Wasser versorgen wird...“³⁰

Auf 20 Doppelblättern, z.T. sind den Text illustrierende Photos beigegeben, beschreibt v. Luschan in seinem Reisetagebuch ausführlich die Anlage des monumentalen Kultplatzes, seinen Skulpturen- und Reliefschmuck sowie die griechischen Inschriften. Die Schilderungen sind mit großer Begeisterung abgefasst.

Die Arbeitsteilung sah u.a. vor,

- dass Humann die Vermessungen für einen Plan macht (Abb. 15);
- dass v. Luschan photographiert (und die Photos entwickelt)
- dass Puchstein seine bereits 1882 angefertigten Kopien der griechischen Inschriften kollationierte und die Gesamtbeschreibung der monumentalen Grabanlage vor-bereitet.

Aus v. Luschan's ausführlichen Beschreibungen sei, insbesondere wegen des Berlin-Bezuges und seines gegenwärtigen beklagenswerten Zustandes, die Beschreibung des schreitenden Löwen herausgenommen (Abb. 16):³¹

„...Der künstlerische Glanzpunkt des ganzen Monumentes liegt aber im Norden der West-Terrasse. Hier liegen, eigentlich nur in losen Zusammenhänge mit der übrigen Anlage fünf ganz ungeheure Relief Platten; sie sind 2 bis 3 Meter hoch und nicht viel schmaler waren glücklicher-Weise alle auf der Rückseite gelegen bis sie vor wenig Wochen Hamdi Bey umgedreht hat. Die den grossen Göttern zunächst liegende Platte, als die südlichste, stellt mächtig ausschreitend einen prächtigen Löwen dar, der Leib ist Flach-Relief, der Kopf tritt aber voll aus der Bildfläche heraus. Am Halse liegt ein grosser Halbmond, und der ganze Körper ist mit Sternen bedeckt. Noch wunderbarer als diese ganze Darstellung ist die Inschrift der Platte:

ΠΥΡΟΕΙΣ ΗΡΑΚΛ(ΕΟΥΣ) ΣΤΙΛΒΩΝ ΑΠΟΛΛΩΝΟΣ ΦΑΕΘΩΝ ΔΙΟΣ

„Der feurige des Herakles, der glänzende des Apollo, der strahlende des Zeus.“

Was soll das heissen?...“³²

Zur Bedeutung des Reliefs, das als eine ganz konkrete astronomische Konstellation interpretiert wird (7.7.62 v. Chr. – Tag der Aufnahme des Königs Antiochos I. in den Kreis der großen Götter oder 14.7.106 v. Chr. – Tag der Krönung des Königs Mithradates), konnte allerdings v. Luschan nichts Überzeugendes beitragen. Seine These, mit dem Löwen wäre König Antiochos selbst dargestellt - nämlich in Personalunion mit

³⁰ Briefe an den Vater, 7., 9. Juni (Nachlaß v. Luschan Kasten 3).

³¹ Siehe R.-B. Wartke, B. Just, Als Gipsabguß bewahrt. Das Löwenhoroskop vom Nemrud Dağı, in: U. Peltz, O. Zorn (Hrsg.), kulturGUTerhalten. Restaurierung archäologischer Schätze an den Staatlichen Museen zu Berlin (Ausstellungskatalog Berlin), Mainz 2009, 2609f.

³² Briefe an den Vater, 7. Juni (Nachlaß v. Luschan Kasten 3).

Herakles, Apollo und gar Zeus - wurde von Puchstein noch vor Ort mit Entrüstung zurückgewiesen.

Der Bedeutung des Löwenreliefs entsprechend wurde dieses „...schön und reinlich in Gips abgeformt und so wird man das prächtige Thier bald in allen Museen bewundern können. Ausser dem Löwen wurde auch die Helios und die Herkules Platte abgeformt und das interessanteste der Ahnen-Reliefs, das des Xerxes. Die Originale nach Europa zu bringen liegt fast ausser dem Bereiche der Möglichkeit; man müsste sie vielfach zerstückeln oder eine Strasse bis an den Euphrat bauen, deren Kosten so hoch sein würden, dass es auf eine Million Gulden mehr oder weniger dabei schon nicht mehr ankäme – und doch glaube ich, dass man von Berlin aus noch eine dritte Expedition an den Nemrud-Dagh entsenden wird; mit feinen Sägen ausgerüstet, könnte man die Reliefs schliesslich doch so zerkleinern, dass man, ohne sich zu schämen, sie in Berlin aufstellen können...“³³

Allein für die Abformung des Löwen wurden 170 einzelne Formstücke angefertigt, die zusammen mit weiteren Gipsformen über Land bis Alexandrette und über Wasser bis Berlin transportiert und zusammen mit originalen Reliefproben noch 1883 den Königlichen Museen übergeben worden sind.

Der Erstaussguß (Abb. 17a) und davon eine abgenommene fünfteilige Stückform bilden noch heute das materielle Gedächtnis des kolossaalen Löwenreliefs, das mittlerweile durch die harten Witterungsbedingungen vor Ort und durch Vandalismus schweren Schaden genommen hat (Abb. 17b).

Am 24. 6. 1883 begann die Rückreise über Mar'asch (30. 6.), wo weitere Gipsabformungen vorgenommen wurden. Am 9. Juli wurde Alexandrette erreicht. Am 20. Juli legte ein russischer Frachter nach Smyrna ab, das am 24. Juli erreicht wurde und wo die Expedition offiziell ihren Abschluß fand.

Bedeutung und Ergebnisse der Reise

Aus den Selbstzeugnissen Felix v. Luschan wird deutlich, dass er in wissenschaftlicher Hinsicht durchaus als gleichwertig den beiden Initiatoren und Leitern der Expedition, Otto Puchstein und Karl Humann, zu bezeichnen ist. Zunächst nur als Arzt eingestellt, nutzte er die ihm gebotenen Möglichkeiten, seinen vielfältigen Interessen als Arzt – zu erinnern ist an das zu Beginn der Reise formulierte Ziel, das Wesen der Aleppo-Beule zu erforschen –, als archäologisch Interessierter, als Ethnologe – Beobachter der Landessitten und -gebräuche –, als Anthropologe – so ließ er keine Möglichkeit für Schädelmessung aus (Kraniologie) –, sowie als Botaniker. v. Luschan beklagte die im Vergleich zu früheren Reisen nur geringe Ausbeute an Präparaten der Flora: „...Bei dem Lagerplatz (am Nemrud Dagħ – R.-B. W.) hatte ich ein einziges Mal Gelegenheit einige Pflanzen zu sammeln und zu konservieren, wozu sonst leider während der Reise die Zeit fehlte. Es waren im ganzen nur 30 Species, unter denen sich 7 bisher neue befanden, nämlich: *Gagea luteoides* Stapf, *Gladiolus humilis* St., *Lamium lasioclaides* St., *Lonicera Luschanii* St., *Ornithogalum* St., *Tulipa foliosa* St. und *Veronica* K. Richter...“³⁴ Die gesammelte und an das Herbarium des Botanischen Gartens in Wien übergebene Flora wurde bereits 1885 und 1886 vom Botaniker Otto Stapf veröffentlicht, einige Pflanzen durch den Botaniker mit dem Namen v. Luschan ausgezeichnet, z.B. der Milchstern vom Lagerplatz am Nemrud Dagħ (*Ornithogalum Luschanii* Stapf).³⁵

³³ Ebda.

³⁴ v. Luschan, in: Humann-Puchstein, Reisen (wie Anm. 2), 205 Anm. 1.

³⁵ O. Stapf, Beiträge zur Flora von Lykien, Carien und Mesopotamien. *Plantae collectae a D^{re}. Felix Luschan ann.* 1881, 1882, 1883, Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe 50, 2. Abteilung 79f. Nr. 17.

Zu v. Luschan als Sammler der lokalen Flora und Fauna siehe H. D. Szemethy, Felix von Luschan – ein Forschungsreisender par excellence, in: P. Ruggendorfer, H. D. Szemethy (Hg.), Felix von Luschan (1854-1924). Leben und Wirken eines Inivernalgelehrten, Wien-Köln-Weimar 2009, 199ff. und 204ff.

v. Luschans geradezu encyklopädische Interessen erkennen wir auch aus seinem Versuch der Studien zur kurdischen Sprache: „...*ich (werde) entweder eine Seitentour nach Diarbekir machen oder aber falls zu dieser die Zeit nicht reichen sollte, mich hier oben etwas mit dem Notiren von kurdischen Vokabeln beschäftigen, denn ich glaube, dass die kurdische Sprache bisher noch fast unbekannt ist; man weiss im allgemeinen, dass sie eine indogermanische ist und meint sie sei mit der persischen nahe verwandt, aber ihre Grammatik und ihre Vokabeln scheinen bisher noch nicht ernsthaft untersucht worden zu sein...*“³⁶

Zugleich lag auf ihm die Last der photographischen Dokumentation, was bedeutete: Photographieren, Entwickeln der Platten, Abzüge von den Platten und ggf. Anfertigen von blau getönten Photos – alles während der Reise bzw. der Ruheetappen. In den tagebuchartigen Auszeichnungen für seinen Vater hatte er verschiedentlich aktuelle Photos eingeklebt zur Illustration seiner Texte. Der Vergleich zur photographischen Ausbeute der türkischen Expedition unter Leitung von Osman Hamdi Bey belegt zudem die weit bessere und aussagefähigere Qualität der Photodokumentation.

Methode und Handwerk des Photographierens mit Gelatine-Emulsionsplatten hatte v. Luschans bereits im Jahre 1881 während der Lykien-Expedition von Wilhelm Burger, Wiener Hof-Photograph, erlernt. Seit 1881 nachweisbar sind seine ‚Typenbilder‘, photographische Aufnahmen charakteristischer Personen, und dies jeweils in Frontal- und Profilansicht.

Den Briefen bzw. Reisetagebuchtexten beigegeben waren mitunter während der Reise aufgenommene Photos, darunter sog. Cyano-Typie-Abzüge, sog. „Eisen-Blaudrucke“ (Abb. 18 a und b).

Von den 151 im Berliner VAM nachweisbaren Photos der Expedition sind 93 als v. Luschans aufgenommen gekennzeichnet, 21 als von Karl Humann aufgenommen, 43 blieben unbezeichnet. Hinzu kommen die z.T. durch v. Luschans Tagebuch bekannt gewordenen zahlreichen vom ethnologischen und anthropologischen Aspekt aus interessanten Aufnahmen einer unbekannten Anzahl.³⁷

Neben der ideellen Ausbeute (Plan der Anlage, Kollation der Inschriften, Ausdeutung des Bildprogramms) zählen zur Gesamtbilanz der überaus erfolgreichen Expedition zum Nemrud Dag die Herstellung von einigen Papierabklatschen sowie von Abformungen ausgewählter Denkmäler, z.B. Begrüssungsszene Herakles und Antiochos / W-Terrasse (Abb. 19) und Relief ‚Persischer Ahnherr‘ (Xerxes I.).

Im Vergleich zur historischen Gipsabformung weist das Herakles-Relief in situ heute an Tiara und Gesicht des Antiochos eine großflächige Fehlstelle auf. Am Xerxes-Relief fehlen Teile der linken Körperhälfte und das Barsombündel in der linken Hand des persischen Königs, beschädigt ist der Rand der Phiale, der linke Unterarm fehlt jetzt. Hinzu kommen 5 Abgüsse von Skulpturen von Reliefs aus Mar’asch (Abb. 20);³⁸ einige Originale aus Saktschegözü (v.a. das Löwenjagdreif), aus Mar’asch (3 Objekte) und vom Nemrud Dag konnten als materielle Ausbeute für Berlin geborgen werden.³⁹

³⁶ Briefe an den Vater, 9. Juni (Nachlaß v. Luschans Kasten 3).

³⁷ Zur Würdigung v. Luschans als Photograph siehe H. D. Szemethy (wie Anm. 35), 210ff.

³⁸ Antiochos und Herakles (Teilabguß aus Gipsmangel; VAG 55)

Antiochos und Helios (VAG 56)

Persischer Ahne / „Xerxes“ (VAG 57)

‚Löwenhoroskop‘ (VAG 58)

3 Details ‚Dolche‘ (von v. Luschans eigenhändig abgeformt; VAG 68-70).

Marasch: Inv.-Nr. VAG 60-64; VAG 59 und 65 – wurden bereits 1882 im Juli von O. Puchstein in Mar’asch abgegossen. Vgl. Humann-Puchstein, Reisen (wie Anm. 2), Taf. XLV,2, XLVII, XLIX,4,5.

Das Original des als Abb. 20 gezeigten Reliefs befindet sich im Altorientalischen Museum Istanbul (Inv.-Nr. 7694).

³⁹ Saktschegözü: Löwenjagd Inv.-Nr. VA 971 und Mar’asch: Inv.-Nr. VA 972 und 974: 1883 von Akademie der Wissenschaften der Skulpturensammlung der Königlichen Museen zu Berlin übergeben, nachfolgend zuständigkeitshalber in die 1899 gegründete Vorderasiatische Abteilung gelangt.

Nemrud Dag:

- 2 Löwenfüße vom ‚Löwenhoroskop‘ (VA 975, 976)

Von besonderer Bedeutung erscheint, dass v. Luschan unmittelbar nach dem Besuch der offen in situ aufgefundenen reliefierten Steinblöcke in Sendschirli ein klar formuliertes archäologisches Interesse erkennen lässt und das Forschungsziel definiert, den Siedlungshügel auszugraben.

Mit den Jahren 1883 – wissenschaftliche Forschungsreise zum Nemrud Dagħ mit systematischer Geländebegehung (heute würden wir sagen ‚mit dem Survey zum Nemrud Dagħ‘) – und 1888 – Beginn der Ausgrabungen in Sendschirli – sind zwei Ereignisse verbunden, die den eigentlichen Beginn der Erforschung der altorientalischen Kulturen durch archäologische Feldforschungen deutscher Wissenschaftler markieren. Und Felix v. Luschan war immer maßgeblich beteiligt. So ist er m.E. völlig zur Recht als „Vater der Orientgrabungen“ bezeichnet worden⁴⁰ – mit Blick auf die britischen und französischen Ausgrabungen in Mesopotamien müsste man präzisieren „Vater der deutschsprachigen Ausgrabungen“ oder fairerweise (mit Blick auf Karl Humann: Leiter der Expedition 1883 und Leiter der ersten Ausgrabungskampagne auf Sendschirli 1888) den Plural anwenden: „Einer der Väter der Orientgrabungen“.

Die nächstfolgenden wissenschaftlichen deutschen Unternehmungen datieren bzw. begannen erst ein Jahrzehnt später: Abgesehen von den kleineren Untersuchungen Robert Koldeweys in Surghul und el-Hibba während der Erkundungsexpedition nach S-Mesopotamien / Leitung Bernhard Moritz (1886/87 in Surghul und el-Hibba) sind zu nennen Toprakkale bei Van (C. F. Lehmann, W. Belck, 1898/99), Suchgrabung auf Tall Halaf (M. Freiherr v. Oppenheim, 1899), in Babylon (R. Koldewey, 1899) und in Assur (W. Andrae, 1904).

-
- Kopffragment ‚seleukidischer Vorfahr‘ (VA 978)
 - Begrüßungsszene (VA 980)
 - Relieffragment ‚Antiochos mit Traube‘ (VA 979a)
 - 3 Fragmente der Kommagene (Kopf, Füllhorn, Hand; VA 979b-d)

⁴⁰ L. Jakob-Rost, Felix von Luschan als Archäologe, in: Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 27,3, Berlin 1986, 428.

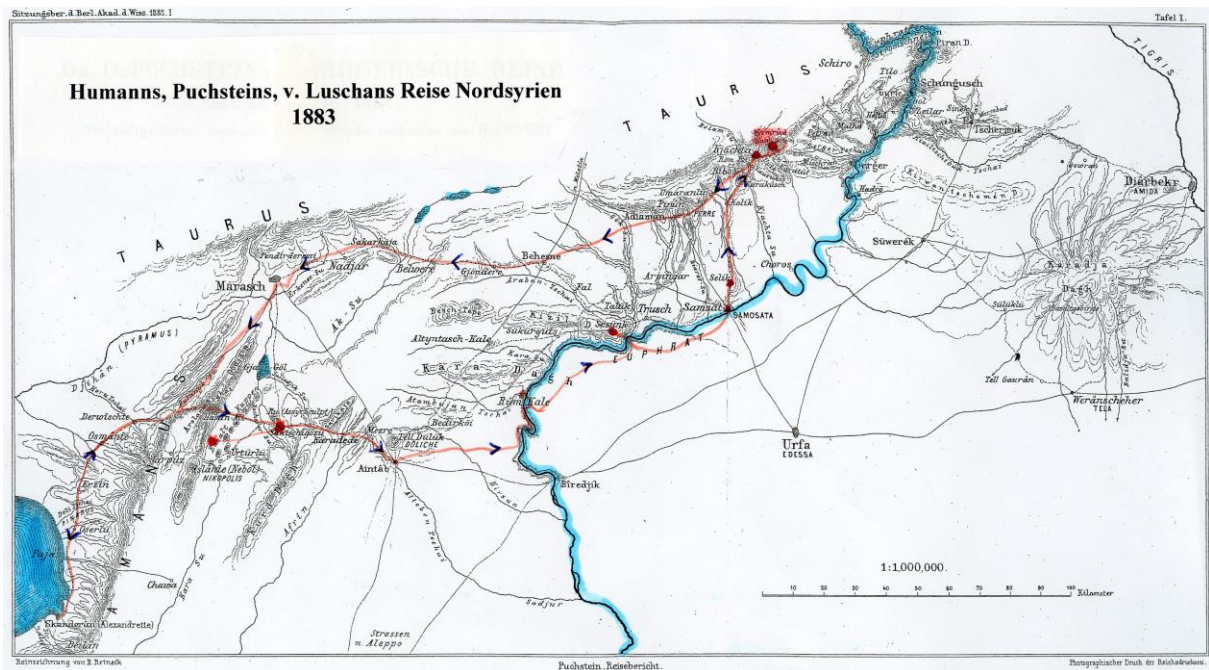


Abb. 1
Skizze der Reiseroute der Expedition zum Nemrud Dagh.



Abb. 2
Saktischegözü, Löwenjagdreif in situ, vor der Demontage (Photo: Felix v. Luschan).



Abb. 3
Sendschirli, reliefierter Steinblock vom südlichen Burgtor (Photo: Felix v. Luschan).

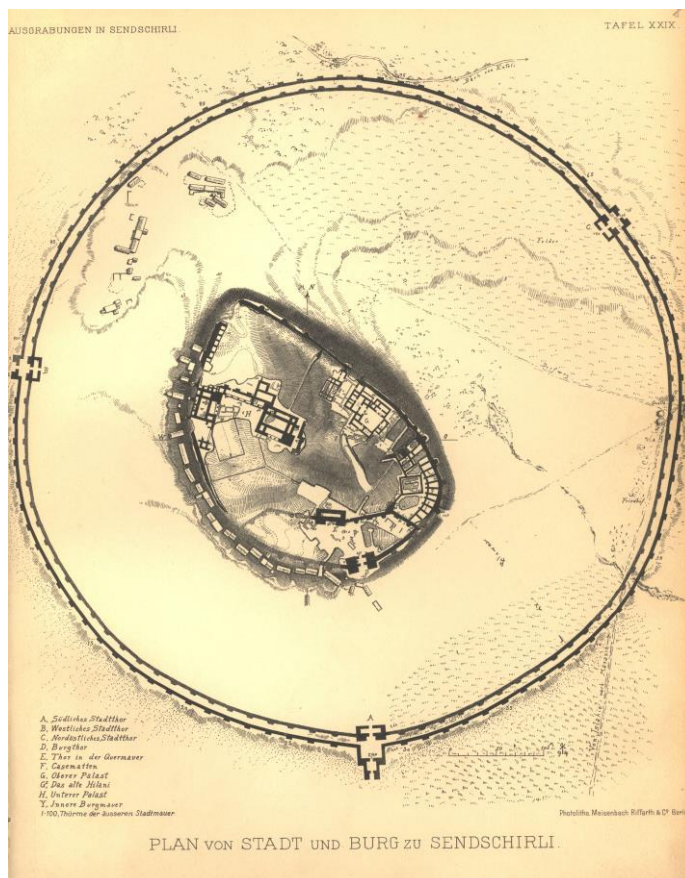


Abb. 4
Sendschirli, Gesamtplan nach der vierten Kampagne (Robert Koldewey 1894).



Abb. 5
Euphratfähre (Photo: Felix v. Luschan).



Abb. 6
Begegnung der Expeditionen Karl Humanns und Osman Hamdy Beys am Euphrat (Photo: Felix v. Luschan).



Abb. 7

Nemrud Dagh, Ost-Terrasse

a) Photo: Felix v. Luschan b) Photo: Osman Hamdy Bey.



Abb. 8

Türsturz in Samosata

Photo: Felix v. Luschan - Umzeichnung nach v. Luschan's Photo



Abb. 9

Unvollendetes hethitisches Relief mit Darstellung eines Herrschers, gefunden bei Samsat (Photo: Felix v. Luschan).



Abb. 10
,Begrüßungsrelief Antiochos und Herakles', gefunden im Dorf Selik (Photo:
Karl Humann).



Abb. 11
Grabhügel Kara Kusch
a) Photo: Felix v. Luschan

b) Photo: Osman Hamdy Bey.



Abb. 12
Römische Brücke von Kiakhta (Photos: Felix v. Luschan)
a) Ansicht von Osten b) Ansicht von Südwesten



Abb. 13
Kurdische Frauen (Mutter und Tochter), Kara Kusch (Photo: Felix v. Luschan).



Abb. 14
Expeditionslager am Fuße des Nemrud Dagh (Photo: Karl Humann).

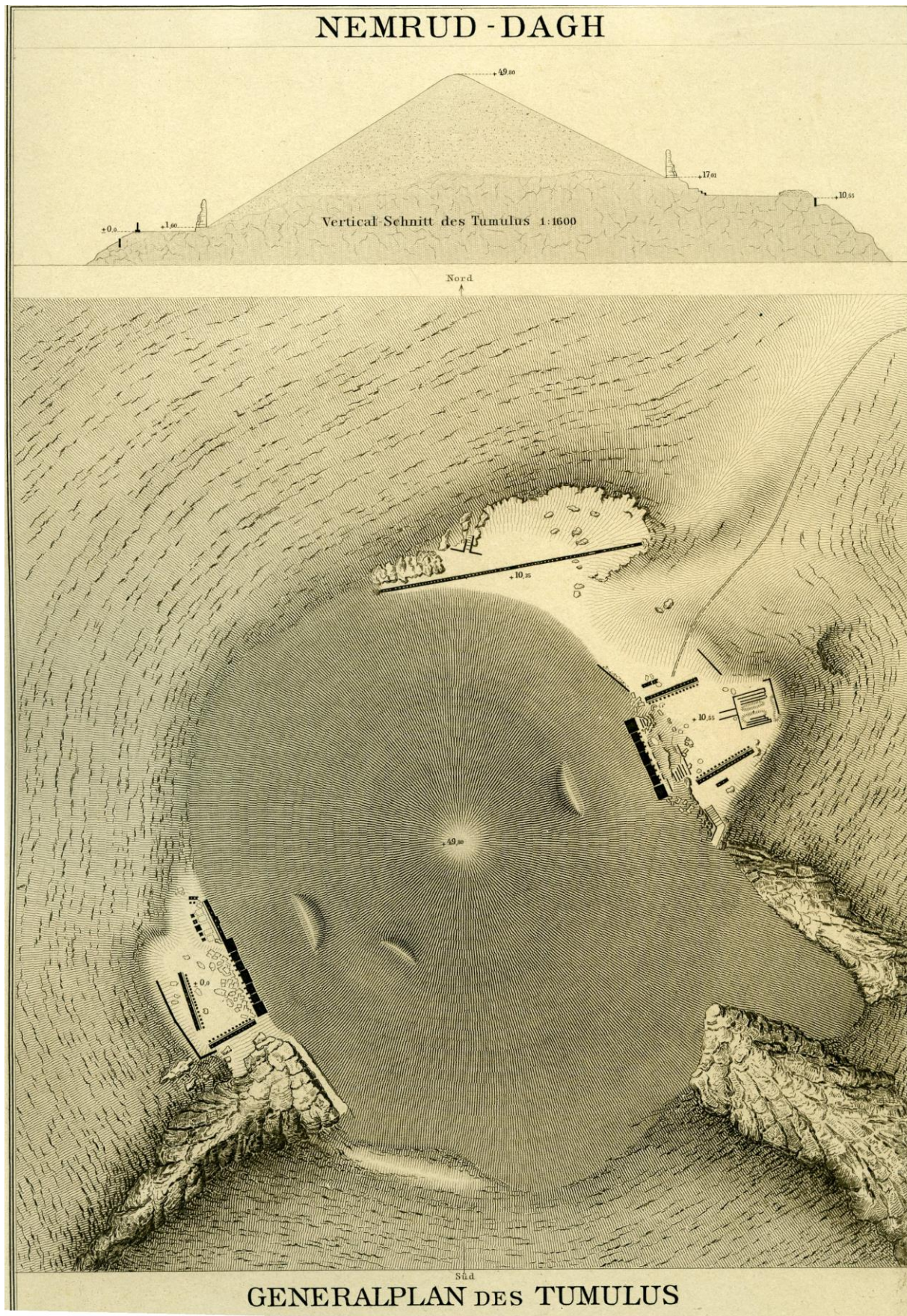


Abb. 15
Gesamtplan des Nemrud Dagh (aufgenommen von Karl Humann).



Abb. 16
Nemrud Dagh, Löwenrelief in situ (Photo: Felix v. Luschan).



Abb. 17
Löwenrelief vom Nemrud Dagh
a) Gipsausguß im Vorderasiatischen Museum Berlin (VAG 58)
b) Nemrud Dagh / West-Terrasse mit dem schwer beschädigten
Löwenrelief, 1990er Jahre.



Abb. 18
Typenbilder (Photos: Felix v. Luschan)
a) Armenier von Aintab b) Osman Hamdy Bey.



Abb. 19
Teilabformung (aus Gipsmangel) des ‚Begrüßungsreliefs Antiochos und Herakles‘ vom Nemrud Dag / West-Terrasse (VAG 55), vgl. Abb. 17b.



Abb. 20
Abformung eines Grabreliefs aus Mar'asch (VAG 60).

Abbildungsnachweis

Abb. 1 Nach: O. Puchstein, Bericht über eine Reise in Kurdistan, in: Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Jahrgang 1883 I, Taf. I.

Abb. 2 Nachlaß v. Luschan, Reisebriefe Felix v. Luschans aus Lykien, Pamphilien, Mesopt. Etc., etc. 1881 - 1883 an seinen Bruder und Vater (Staatsbibliothek Berlin, Handschriftenabteilung, Kasten 3), Blatt 116; Abb. 3 - Blatt 124; Abb. 5 - Blatt 135; Abb. 6 - Blatt 141; Abb. 8a – Blatt 143a; Abb. 13 – Blatt 149a; Abb. 16 – Blatt 164b; Abb. 18 a und b - Blätter 129 und 140 b.

Abb. 4 Nach: Robert Koldewey, Architektur, in: Mittheilungen aus den Orientalischen Sammlungen XII, Ausgrabungen in Sendschirli II, Berlin 1898, Taf. XXIX.

Abb. 7a Nach: K. Humann, O. Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien, Berlin 1890, Taf. XXIII; Abb. 8b – S. 183 Abb. 29; Abb. 11a – Taf. XVI; Abb. 12 a und b – Taf. XLI oben, Taf. XLII; Abb. 15 – Taf. XXI;

Abb. 7b Nach: O. Hamdy Bey, O. Effendi, Le Tumulus de Nemroud-Dagh, Constantinople 1883, Taf. 12; Abb. 11b – Taf. 7.

Abb. 9, 10, 14, 17a, 19, 20 - Archiv Vorderasiatisches Museum.

Abb. 17b Privatphoto.

Angelika Tunis

„Swastika und Birnenbaum,
alles weitere interessiert mich kaum“

Mit diesen Worten umreißt **Robert Koldewey** (1855-1925), der Ausgräber von Babylon im heutigen Irak (1899 -1917), im September 1890 die gelöste Stimmung, befreit vom Druck der Alltagspflichten, die in der Villa Felicitas in Millstatt am See vorherrscht. Im wunderschönen Herzogtum Kärnten (1867 - 1918 Kronland in Österreich-Ungarn) wähnte sich so mancher Gast nahe am „Paradies“.

So eröffnet „der schönste Weg ins Paradies von Ober-Kärnten“, skizziert vom bekannten Kartografen **Heinrich Kiepert** (1819 - 1899) denn auch als erster Eintrag, das Gästebuch, Der Weg beginnt mit der Station Radstadt an der Bahnstrecke von Salzburg nach Graz und reicht bis Spittal an der Drau an der Eisenbahn vom Pustertal nach Wien. Daneben zeichnete er das „Posthaus von Obertauern“, 1650 m über dem Meer (800 m über Radstadt). Dazu schreibt er in seiner feinen Handschrift winzigklein: „Endpunkt der Poststation von Unter-Tauern herauf, deren starker Höhenunterschied die Beförderung der Extrapost mit Ochsenverspann, also tempo molto lento bedingt. (In umgekehrter Richtung waren wir 1879 umso schneller geflogen)“.

Zur Villa in Millstatt gehörte nämlich ein sehr schön gestaltetes Gästebuch, das schlicht „Hausbuch von Tante Emma“ genannt wurde. Vermutlich war es ein Geschenk der ersten Gäste, denn **Heinrich Kiepert** schreibt unter seinem „Weg ins Paradies“: „Die gütige Herrin, deren Obhut dies Erinnerungsbuch anvertraut bleiben soll, wird ihrem geographischen Freunde, dem ein glücklicher Zufall die Ehre, es eröffnen zu dürfen verschafft, gern gestatten, dass er dieses nicht that ohne eine kleine, aber erinnerungsreiche Probe seines gewohnten Handwerks. Die Eintragung vorstehender flüchtiger Striche rief eine Fülle reizender Bilder wieder wach, wie sie uns, mit Freude der Eisenbahn entronnen, schon zweimal zu theil wurden an der herrlichen Scenerie jenes uralten, selbst Spuren römischer Zeiten noch heute bewahrender, nur durch die benachbarten Eisenbahnen jetzt sehr vereinsamten Straße – so vereinsamt dass das zweite mal die gefälligen Postwirthe sich noch nach sechs Jahren der Reisenden erinnerten“.

1. **Das Buch** hat Lexikonformat und einen aufwendigen Ledereinband mit einem bildhaften Deckel: In Halbreliet gestaltet, steht eine elegant gekleidete Dame in langem, faltenreichen Kleid mit kleinem Schultercape und großem Hut auf einem Rosenzweig, der den gesamten Hintergrund einnimmt. Es handelt sich dabei um die blühende Hundsrose mit gekrümmten Stacheln *rosa canina*, deren verschiedene Rassen als Veredelungsunterlagen von besonderer Bedeutung sind. Ob diese Rosenart symbolhaft gewählt wurde, bleibt dahingestellt. Die offensichtlich junge Dame hält jedenfalls in der rechten einen längeren, stabförmigen Spinnrocken, auf dem das geordnete Vorgarn im oberen Teil mit einem breiten Band zusammengehalten wird. Mit dieser Hand rafft sie auch den Überrock etwas in die Höhe. Von da führt der gesponnene Faden zur linken Hand, unter welcher der Spinnwirtel hängt, zu dem sie herabblickt Von einem Gürtel um ihre Taille hängt ein kunstvoll gearbeiteter Beutel herab. Daneben hängt in einer Rosengirlande ein fünfeckiger heraldischer Schild, wie ich es interpretiere, weil eine vergoldete Umrahmung teilweise noch erhalten ist. Mittels zweier Flechtbänder, die an der Breitseite des Deckels einzuhängen sind, ist das Buch zu schließen. Begonnen 1888 haben sich die letzten Gäste zur Weihnachtszeit 1940 eingetragen. „Sie litt so stark unter der Einsamkeit, daß dieses bedrückende Gefühl ihr Lebensende beschleunigen half. Sie war nach dem Tode ihres Gatten rastlos und verlagerte ständig ihren Wohnsitz. 1925 und 26 lebte sie z. B. in München, dann wieder in Millstatt, und im Okt. 1937 zog sie von Graz nach Innsbruck um, wo sie in beiden Städten bei ihren Neffen gewohnt

hatte. 1941 verstarb sie 76 jährig.^[1] Somit blieb das Buch mit 463 Eintragungen über die Hälfte unbeschrieben.

Das Gästebuch beleuchtet das wissenschaftliche und gesellschaftliche Geschehen jener Zeit. Gelehrte und Künstler, Offiziere der Schutztruppe, Forschungsreisende und Schriftsteller, kurz die wissenschaftliche Elite Berlins und der Welt genossen in der Villa am Millstättersee Gastfreundschaft und Erholung. Zeichnungen, Bilder, Verse oder nur schlichte Namenszüge erinnern an dankbar erlebte Urlaubswochen.

Der Anschluss an das nationale Eisenbahnnetz stärkte zunächst nicht nur die einheimische Industrie und den Handel, auch der Fremdenverkehr nahm in Kärnten nach und nach zu, wie es sich bald als positiver Nebeneffekt herausstellte. In dieser Zeit beginnender Industrialisierung, des Berg- und Bahnbaus waren die Kenntnisse des Mineralogen und Geologen **Ferdinand von Hochstetter** sehr gefragt. Er hatte Theologie und Naturwissenschaften in Tübingen studiert, promovierte 1852, nahm 1857-59 an der Weltumseglung der „Novara“ teil, wobei er Neuseeland erforscht und geologisch erschlossen hatte. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass er in London ein geschnitztes Paneel der Maori erworben hatte, ein Mitbringsel des Seefahrers und Entdeckers James Cook von seiner ersten Südseereise (1768-1771). Dieses Paneel hatte seine Tochter Emma 1937 dem völkerkundlichen Institut in Tübingen, dem Studienort ihres Vaters, geschenkt, als sie im Oktober 1937 von Graz nach Innsbruck umgezogen war. – Hochstetter wurde 1860 Professor und im selben Jahr mit einem württembergischen Orden personaladelig, daher „von Hochstetter“ Der Weltreisende war schließlich als Professor an der Wiener technischen Hochschule tätig. Nach ihm ist in den Neuseeländischen Alpen der Hochstetter Peak (2822 m), der Hochstetter-Fjord in Grönland, sowie der Südinself-Takahe *Porphyrio hochstetteri*, das ist eine Teichhuhnart, ein flugunfähiger Vogel (heute extrem bedroht) und eine endemische Froschart in Neuseeland (*Leiopelma hochstetteri*) benannt.

Wohl aufgrund seiner überragenden wissenschaftlichen Kenntnisse konnte er sich als Protestant im katholisch-konservativen Wien behaupten.

Durch die Verbindung mit seiner sehr gebildeten **Tochter Emma** (1865 - 1941), hatte sich Felix v. Luschan den Zutritt zur europäischen Gelehrtenwelt eröffnet. Übrigens stand ihr Vater auch mit Charles Darwin (1809-1882) in Kontakt, was ein Brief von 1877 im Familienbesitz beweist. Doch man blieb im Kontakt, wie die Unterschrift „**Charles Darwin**“ vom 21. Sept. 1913 im Gästebuch belegt. Sie stammt von dessen Sohn. F. v. Luschan hatte 1909 an der Darwinfeier in Cambridge teilgenommen und wohl bei dieser Gelegenheit die Einladung ausgesprochen, der 1913 Folge geleistet wurde.

Der Vater, **Dr. Maximilian Ritter von Luschan**, stammte aus einer österreichisch-slowenischen Beamtenfamilie, die Familie seiner Frau aus Tirol. Ihr Vater, der Geologe Johann Carl Hocheder war mit der Aufbereitung und Förderung goldhaltiger Gesteine befasst und war schließlich für eine englische Bergwerksgesellschaft, die in Brasilien Goldminen erwerben wollte, tätig. Vor seiner Abreise nach Brasilien heiratete er in Hall in Tirol Leocadia Alberti, die Tochter des Referenten der k.u.k. Berg- und Salinendirektion. In Gongosco wurde wenige Monate später 1833 ihre erste Tochter Christine, die Mutter von Felix, geboren. Die Familie wurde mit der Zeit immer größer und pendelte einige Male zwischen Tirol und Brasilien, bis sie ab 1841 in Wien sesshaft wurde. Das schwarze Kindermädchen, das sie aus Brasilien mitbrachten, hat sicher auch schon früh das Interesse von Felix an fremden Völkern geweckt.

Die beiden Familien, **von Hochstetter und von Luschan** pflegten regen Kontakt miteinander. Die beiden Mütter, Christine von Luschan und Georgiana Eliza von Hochstetter, geb. Bengough^[2] (1842-1905), die Frau Ferdinand v. Hochstetters, waren enge Freundinnen. Die gesellschaftlichen Kontakte und die internationale Vernetzung beider Großfamilien werden im Gästebuch offenkundig. ^[3] Seine Mutter Christine hatte übrigens die so genannte „Federkrone des Montezuma“ restauriert, nachdem sie Ferdinand von Hochstetter, sein späterer Schwiegervater, 1878 von Motten zerfressen im Ambrasers Schloss (sie war im Besitz von Erzherzog Ferdinand von Tirol) gefunden hatte.

Der Hof- und Gerichtsadvokat **Dr. Maximilian Ritter von Luschan** und seine Gattin Christine, geb. Hocheder kamen schon 1875 nach Millstatt. Sie wohnten zuerst im Hause Burgstaller am oberen Marktplatz, später im Gasthof Trebsche. Sicher waren auch die beiden Söhne Felix Alexander Maria, wie es im Taufregister der Ortschaft Oberhollabrunn steht (geb. 1854) und der jüngere Oscar (1858 schon in Wien geb.), dabei. Ein dritter Sohn Max (geb. 1855) war leider schon 1873 als Gymnasiast gestorben. Es hat Ihnen allen offenbar gut gefallen, denn bald schon plante man den Umzug ins warme Kärnten an den Millstätter See, nachdem die Familie keine lebenden Verwandten mehr in Wien hatte und die Stadtluft Oscars Gesundheit nicht zuträglich war.

Um 1880 wurde in Millstatt viel gebaut, da man immer mehr Unterkünfte für die Urlauber brauchte. Ein Ehepaar Ofenheimer aus Wien hatte im Osten des Marktes 1880 eine große Villa gebaut. Nach wenigen Jahren musste der Holzhändler diese Villa in Millstatt verkaufen. – der k. u. k. Notar Dr. Oskar Ritter von Luschan wurde der neue Besitzer und bald ein so großer Förderer der Marktgemeinde und Wohltäter der Armen, dass er 1900 zum Ehrenbürger von Millstatt ernannt wurde. Das neue Domizil wurde nach der Ehefrau Oscars „Villa Margarete“ genannt. 1890 hatte Oskar in Großgmain bei Salzburg, wo die Etzerodts ein Landhaus besaßen, Margarete „Daisi“ Etzerodt geheiratet. Den beiden wurde 1893 der einzige Sohn in Wien geboren und nach seinem Onkel „Felix“ benannt, der bei einer Bergtour auf den Ankogel in den Hohen Tauern 1912 tödlich verunglückte. Nach dem Tod ihres Sohnes – ihr Mann Oskar war schon 1909 verschieden – adoptierte sie 1930 den damals in Berlin lebenden Sohn des Cousins (Odorico Nikolaus Leokadia v. Susani 1865-1943) ihres Mannes und Neffen ihrer Schwägerin Emma v. Luschan, Georg. Dieser **Georg v. Susani - Etzerodt** (1900-1986) heiratete Gertrud Klauss (1907-1995). Dieses Ehepaar hatte ich Mitte der Achtzigerjahre besucht und stand mit Frau Trude v. Susani 1985 – 86 und 1988 im Briefwechsel, da es ihrem Gatten schon so schlecht ging, dass sie ihm die Briefe vorlesen musste. Im selben Jahr ist er dann auch gestorben. 1994 hatte sie sich mit einer Ansichtskarte für die Zusendung der Kopie des Gästebuches bedankt.

Auch für das Brautpaar Felix v. Luschan und die 10 Jahre jüngere Emma von Hochstetter war der Bau eines Hauses schon länger geplant. Die beiden hatten 1885 sogar schon in Millstatt geheiratet. Für sie wurde auf der Tratte unter dem Hohen Kreuz die „Villa Felicitas“ – nach dem Glück verheißenden Namen des Hausherrn benannt – gebaut, die 1961 im Zuge der Straßenerweiterung abgetragen wurde. Nur 10 Jahre nach dem ersten Besuch der Familie v. Luschan in Millstatt, waren Eltern und Söhne hier ansässig.

Von den beiden, **Emma und Felix**, wurde die Villa letztendlich aber „nur“ als Feriendomizil genutzt, da Felix v. Luschan 1885 – als das Haus gerade mal bezugsfertig war – überraschend als Direktorial-Assistent ans Berliner Völkerkunde-Museum^[4] berufen wurde. Dort hatte **Dr. med. Adolf Bastian** (ehemaliger Schiffsarzt) erreicht, dass die ethnographischen Sammlungen 1873 von dem Bestand des königlichen Museums separiert wurden. 1886 konnte dann das neu errichtete „Königliche Museum für Völkerkunde“ eröffnet werden. Bastian wollte damit ein möglichst vollständiges „Dokumentationszentrum der Weltkulturen“ begründen. Deshalb hat er Mitarbeiter berufen, die wie er Medizin studiert hatten, umfassend gebildet waren und auf breiter Basis in Forschung und Lehre arbeiten konnten. Felix v. Luschan erfüllte als Arzt und vielseitiger Natur- und Geisteswissenschaftler vollständig diese Voraussetzung. Seine Intelligenz wurde als außergewöhnlich gerühmt, als er mit 24 Jahren sein Medizinstudium abgeschlossen hatte. Er war auch in Berlin schon bekannt, denn 1883 war er im Auftrag der Berliner Akademie der Wissenschaften mit Puchstein nach der Kommagene^[5] gereist. Beim rasanten Zuwachs der Bestände kam dem Museum seine hervorragende organisatorische Begabung sehr zugute. Denn Bastian selbst wirkte als Planer und Organisator. Ihm waren die Ethnographica die Belege für „das zukünftige Wissensgebäude“. Durch seine glückliche Hand bei der Auswahl der Mitarbeiter, wurde „sein Museum“ bald zu einer der weltweit führenden Institutionen seiner Art. Diese neue

Arbeitsstätte machte für das junge Ehepaar die Verlegung des Hauptwohnsitzes nach Berlin unumgänglich.

Neben v. Luschan hatte Bastian noch einen anderen viel versprechenden jungen Assistenten geholt: **Franz Boas** (1858-1942), der spätere Begründer der amerikanischen „Cultural Anthropology“. Auch er hatte Naturwissenschaften studiert und habilitierte sich 1886 bei Bastian. Ein Jahr zuvor war v. Luschan als Direktorial-Assistent für die Sammlungen aus Afrika und Ozeanien eingesetzt worden. Ihn verband eine enge Freundschaft mit dem vier Jahre jüngeren Boas – wie er ein Ethnologe, Anthropologe und Sprachwissenschaftler. Für Beide war das Museum ihr ‚wissenschaftliches Labor‘ und sie veröffentlichten zu gleicher Zeit ihre wissenschaftlichen Ergebnisse im neuen Fach Anthropologie. Ihre lebenslange Freundschaft belegen 176 Briefe, die Boas an v. Luschan geschrieben hatte. Als 1907 die Professur für Anthropologie nur für v. Luschan persönlich bewilligt worden war, nennt Boas ihn ein „wandlungsfähiges Genie, das alle Bereiche der Anthropologischen Forschung mit gleich glühendem Eifer aufgegriffen hatte“. Boas besuchte mit seiner Frau Maria die Witwe Emma v. Luschan 1929 in Millstatt.

Emma führte nicht nur den Wohnsitz in Berlin mit derselben umsichtigen Gastfreundschaft, wie sie von den Gästen in Millstatt immer wieder dankbar erwähnt wird, sondern begleitete ihn auch überallhin auf Feldforschungs- und Vortragsreisen und Grabungen. Sie nahm an seiner Forschung aktiv teil und war ihm ein Leben lang eine kompetente und verlässliche Mitarbeiterin. Auf den Ausgrabungen machte sie als versierte Fotografin die Dokumentation der Fundstücke und führte das Fundjournal. Auch in der damals aktuellen anthropologischen Forschung war sie auf dem Laufenden. „Die Messungen rühren fast durchwegs von meiner Frau her, die die moderne Technik vollkommen beherrscht...Gemeinsam haben wir die Indices berechnet“^[6] betont er im Zusammenhang mit einer Bearbeitung polynesischer Schädel.

Das Bergsteigen und Bergwandern war zu jener Zeit eine beliebte und gewissermaßen elitäre Sportart. Daher waren auch zahlreiche Bergsteiger zu Gast. So machte 1890 der berühmte Bergsteiger **Otto Zsigmondy** (1860-1917) Urlaub in der „Villa Felicitas“. Die Brüder Emil und Otto Zsigmondy schrieben im Zillertal Alpingeschichte: Der Nordgrat wurde erstmals begangen. 1879 eroberten sie als Erstbesteiger den lange für unbezwingbar gehaltenen Feldkopf, das „Matterhorn des Zillertales“. Zum Gedenken an Emil Zsigmondy wurde der Feldkopf in Zsigmondy-Spitze umbenannt. Auch die beiden **Brüder Kugy** waren begeisterte Bergsteiger. Sie stammten aus einem Großhandelshaus in Triest. Paul hat sich erstmals 1892 ins Hausbuch eingetragen. Sein Bruder **Dr. Julius Kugy** (1858-1944) war auch Schriftsteller. Er gilt als Erschließer der Julischen Alpen.^[7] Durch Heiratsverbindungen bestanden verwandtschaftliche Bande zur Familie Hochstetter. Auch in den Zwanzigerjahren waren sie noch öfter in der Villa Felicitas.

Doch zurück zu **Heinrich Kiepert**:

„Die schöne Fahrt führte am 26. August 1885 zu einem schöneren Ende: dem schon vor Jahren mächtig einwirkenden Reiz des Aufenthaltes in diesem Juwel der Kärntner Alpenlandschaft, in Millstatt, erhöhte diesmal die überaus freundliche Aufnahme dieser ersten Gäste in der nur eben vollendeten Villa unter der Ägide der edlen Frau Georgiana (Emmas Mutter) und wenige Tage darauf die Heimkehr des zum ersten male in weite Ferne entflohenen jungen Paares – Tage, die wir stets in dankbarster Erinnerung bewahren, nicht ohne den heimlichen Herzenswunsch, dass sie nicht die letzten dieser Art gewesen sein mögen! –“

Ihm schließt sich seine Gattin mit folgenden Worten an:

„Als wir im Jahre 1885 an den ruhigen stillen, schon gekannten See kamen, fanden wir an einst öder Stelle das schöne Haus gegründet, dass wir fast als erste Gäste einweihen sollten. – Noch halb fensterlos waltete hier die herrliche Mutter im Kreise lieblicher vielversprechender Kinder^[8], und hatte bald für uns eine so schöne Wohnung hergerichtet, wie wir sie in unseren kleinen Verhältnissen nie gekannt hatten. Es konnte nichts Schöneres geben. – Aber es wurde doch schöner, als in den nächsten Tagen

unsere jungen Wirthe von ihrem ersten Ausfluge heimkehrten. Schön wie ein Gott und lieblich wie der junge Morgen! Strahlend in dem Glanz der jungen Liebe und des höchsten Erdenglücks. Da fühlte ich, dass Ich am Schluß meines Lebens die stets gesuchte Insel der Glückseligen gefunden!! – Und so soll es bleiben: wie der Wirth, so die Gäste! Und so sehe ich im Geist einziehen eine große Zahl edelster, bester und bedeutender Menschen. Mögen sie so glücklich werden, wie wir es in jenen Tagen waren. Gottes Segen über das Haus, die Gäste und die theuren Wirthe.“

Sieglinde Kiepert

Der nächste Eintrag stammt schon von einer sehr volksnahen Berliner Persönlichkeit, dem „Geheimen Medicinal-Rath“ **Prof. Dr. Rudolf Virchow** (1821-1902). Der bekannte Mediziner, Pathologe und Anthropologe an der Berliner Charité hatte mit seiner **Frau Rose** Weihnachten 1888 in Millstatt verbracht. Leider ist ein Foto oder eine Zeichnung, die am oberen Teil des Blattes eingeklebt war, herausgerissen worden. Darunter steht:

“ Wem das Geschick beschieden ist, an der Culturarbeit einer modernen Großstadt theilzunehmen, und im täglichen Dienst die Körper und Geist zerreibenden Kräfte auf sich andringen zu fühlen, dem ist es ein hohes Glück, fern von der großen Straße eine stille Oase zu erreichen, wo er, wenn auch nur für einige Zeit, sich selbst und der Natur leben darf. Doppelt glücklich, wenn er die Seinen mit sich hat und wenn das gastliche Dach befreundeter Menschen sie alle schirmt. Solche Tage waren es, die wir im letzten August Euer Heim am einsamen See betraten, als, zum ersten Male auf dem Stilleben am rugischen Strande (Rugier = ostgerman. Volksstamm), Frau Emma uns wieder Tag um Tag gehörte und also endlich die Heimkehr des Gatten aus dem fernen Osten ihr das Vollgefühl ihres Besitzes wiedergab.

Das Haus ist unter das Zeichen des Kreuzes gestellt, und noch dazu des Hakenkreuzes. Das Symbol des ruhelosen östlichen Culturvolkes ist auf jedes Stück des Hausgeräthes eingetragen. So wird denn das Haus auch bald wieder verlassen und die Pflicht ruft zurück in den harten Norden, der dem Hakenkreuz noch das Spitzenkreuz eingehängt hat. Möge die Villa am See die Hausherrin recht oft mit dem Gatten wiederkehren sehen, still beglückt und ohne inneres Kreuz, das treue Herz stets offen für Heiterkeit und Frohsinn. Das wünscht ein dankbarer Gast des Hauses, Berlin am 22. Dezember 1888.

Rudolf Virchow

Nachfolgend schreibt seine Gattin:

„Jener ist am glücklichsten, er sei ein König oder Geringerer, dem in seinem Hause Wohl bereitet wird (Goethe). In dankbarer Erinnerung der schönen Tage, welche wir in Eurem lieblichen Heim verleben durften, füge ich den Worten des Dichters hinzu: doppelt beglückt sind die, welche in ihrem Hause auch anderen Wohl zu bereiten, verstehen.“

Dieser Besuch macht deutlich, dass v. Luschan bald in das eng geknüpfte Netz der Berliner Gelehrtenwelt integriert war, als die Fächer Anthropologie, Ethnologie, Archäologie und Urgeschichte noch interaktiv betrieben wurden. Rudolf Virchow (1821-1902) hatte mit mehreren Gelehrten unterschiedlicher Fachgebiete im Jahre 1869 die „Berliner Anthropologische Gesellschaft“ ins Leben gerufen, aus der die *Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* hervorgegangen ist. Sie sollte diese damals noch sehr jungen Zweige der Wissenschaft ins öffentliche Bewusstsein bringen und ihnen zugleich bei staatlichen Instanzen die gebührende Beachtung und Unterstützung verschaffen. Als Politiker war Prof. Virchow ein entschiedener Demokrat und engagierte sich für kulturelle, wissenschaftliche, soziale und hygienische Belange. Die Berliner sahen in ihm nicht zuletzt den maßgeblichen Förderer neuer Schulen, Krankenhäuser und Museen sowie den Initiator einer modernen Kanalisation.

Rudolf Virchow hatte 1850 geheiratet und aus dieser Ehe gingen sechs Kinder hervor. Sein zweiter Sohn **Hans Virchow** (1852-1914), der bekannte Anatomieprofessor (hab. 1884) hatte einen Sohn gleichen Namens, der offenbar auch Gast in der Villa Felicitas war, obwohl ich keinen Eintrag im Gästebuch gefunden habe. Aber in seiner Gedächtnisrede für v. Luschan 1924 unterstreicht er wie sehr Felix Arzt immer gewesen

sei, indem er sagt. „Auch bei seinen sommerlichen Aufenthalten in der Umgebung von Millstatt blieb er diesen Gewohnheiten treu. Ich habe selbst in den dortigen Bergen mit ihm zusammen Krankenbesuche gemacht und operiert.“^[9]

Das fünfte Kind war die Tochter **Marie verh. Rabl**, die über ihren Vater ein Buch herausgebracht hatte: „Rudolf Virchow - Briefe an seine Eltern 1839 bis 1864“. Sie war wahrscheinlich nur wenige Jahre älter als Emma und hatte sich deshalb 1927 als „Jugendfreundin“ eingetragen. Gemeinsam mit ihrem Gatten **Rudolf Rabl** hatte sie sich 1929 und 1932 eingetragen. 1938 kam Marie noch einmal. Vielleicht hatten sie einen Sohn Carl, der schon im Sept. 1921 ins Gästebuch schrieb: „Die Farbenpracht von See und Garten, die Klarheit des Wassers, die gesegneten Obstbäume, die vorzügliche Küche, - vor allem aber die tausendfach anregende Unterhaltung und immer neue Freundlichkeit von Tante Emma und Onkel Felix machten mir diese Tage zu den anregendsten des Jahres. Nur schade, dass mich die Alltagsarbeit schon wieder fortrufft. In herzlicher Dankbarkeit Carl Rabe“.

Drei Männer waren an der Ausformung der Studienfächer Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte wesentlich beteiligt: **Bastian, Virchow und v. Luschan**. Bastian hatte bei Rudolf Virchow in Würzburg studiert und v. Luschan war mit dem 30 Jahre älteren Virchow eng befreundet.

Die physische Anthropologie als Wissenschaft wurde in Paris 1859 durch **Paul Broca** etabliert. Anlässlich der Pariser Weltausstellung von 1878 sollten die Errungenschaften der neuen Disziplin der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Felix richtete die österreichisch-ungarische Abteilung für Anthropologie und Ethnologie auf der Weltausstellung ein. Er nutzte den Aufenthalt in Paris um seine Kenntnisse auf diesem Gebiet bei **Paul Broca** zu vertiefen. 1882 habilitierte er sich dann auch in Wien für das Fach Anthropologie, oder wie es damals hieß, für „physische Ethnographie“ und im Jahr 1888 habilitierte er auch in Berlin für Anthropologie. 1909 wurde er zum Ordinarius für Anthropologie ernannt. Für ihn wurde an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin der erste Lehrstuhl für Anthropologie eingerichtet, wo er auch seine ethnologischen Vorlesungen hielt. Aber auch ihm gelang nicht die Gründung eines Institutes, weder eines ethnologischen noch anthropologischen, obwohl er es laut Hans Virchow angestrebt haben soll.^[10]

Die wissenschaftliche Elite des fin de siècle machte bei ihm Urlaub. Die kosmopolitische Ausrichtung der beiden Familien v. Luschan und v. Hochstetter zeigen die Eintragungen von Gästen aus Brasilien, St. Petersburg, Kleinasien, wo sein Forschungsschwerpunkt lag, usw.

Übrigens führte das Ehepaar seinem geselligen Wesen entsprechend auch in Berlin ein offenes, gastfreundliches Haus, wie es für das Berliner Großbürgertum um die Jahrhundertwende charakteristisch war. Es trafen sich Gelehrte und Künstler, Kolonialbeamte und Offiziere der Schutztruppe, Forschungsreisende und Schriftsteller, Missionare und Pflanze, die Erfahrungen austauschten und Beziehungen knüpften.^[11] Leider gab es da kein Hausbuch. Aber **Ilse Bertram**, überall als das „Geheimratsilschen“ bekannt, erinnerte sich: „Jeden Sonntag nach dem Essen war bei den v. Luschans ‚Haus der offenen Tür‘, wo jeder Kollege, Student u. a. willkommen war. Es war Aussprache bei ihm“ wie sich Frau Bertram bei unserem Telefonat 1988 ausdrückte. Sie saß auf einem ägyptischen Schemel neben der Türe und hatte arabische Sprüche aufgesagt. Dort hätte sie sehr viel gelernt.

Das Ehepaar v. Luschan hatte Ilse, Agnes, Alwine Bertram als ein „Kriegspatenkind“ (I. Weltkrieg) angenommen, denn sie konnte nicht adoptiert werden, da ihre, allerdings sehr arme Mutter noch lebte. Doch war sie zumindest an den Wochenenden immer bei den Luschans. Vor ihrer Schulzeit war sie auch oft in Millstatt. Davon stammt der folgende Eintrag, sehr sorgfältig in deutscher Schreibschrift verfasst:

„Klein bin ich noch, doch kann ich schreiben, drum will ich der lieben Tante zeigen, dass ich ihr dankbar bin, dass sie mich 1924-25 und 26 bei ihr die Ferien verbringen ließ. Deine kleine Berliner Range Ilse Bertram“ schrieb sie im August 1926. Weitere Einträge gibt es von ihr 1927, 1928, 1929, 1936, 1937 und 1938. Sie erzählte weiters, dass Albert

Schweitzer ein persönlicher Freund der Familie gewesen sei. Sie hätte ihn später noch in Lindau getroffen.

Felix' ungezwungenes Verhältnis zu Künstlern beweist der freundschaftliche Umgang mit Malern wie Hans Makart (siehe Denkmal im Wiener Stadtpark), Gabriel Max und Franz von Lembach. Nebenbei bemerkt war Felix auch ein schöner Mann: So hat ihn der Maler und Illustrator Gabriel Cornelius Max^[12] (1840-1915) in München, ein Freund der Familie und Professor der Kunstakademie in Wien, als Modell für einen Christuskopf genommen, weil er eine „so makellose wie durchscheinende Haut hatte“. Das Original befand sich in der Millstätter Villa.^[13] Diese besondere Freundschaft erklärt sich auch dadurch, dass Max eine wissenschaftliche Sammlung mit über 60.000 Objekten besaß, die dieser seit seiner Jugend zusammengetragen hatte. Sie umfasste die Bereiche Vor- und Frühgeschichte, Anthropologie, Zoologie und Ethnographie.^[14]

Auch die Gästeliste in Millstatt spiegelt die glänzende Wissenschaftskarriere des Hausherrn und sein Credo als Museumsdirektor. Großen Wert legte er sein ganzes Leben lang auf das praktische Umsetzen und ständige Verbessern des Gelernten. Er hielt nicht viel von den „Schreibtischethnologen“. Das theoretische Aneignen von ethnographischen Tatsachen war ihm nicht ausreichend. Er vermittelte die ‚praktische‘ Völkerkunde. In Berlin übte er jeden Sonntagmorgen mit seinen Studenten Bogenschießen, Bumerangwerfen und dgl. auf einer, seinem Haus nahe gelegenen Wiese.

Das Gästebuch belegt eindrucksvoll, dass der Hausherr ein Fixstern in der internationalen wissenschaftlichen Elite seiner Zeit war. Dr. med, Dr. phil, Dr. litt hc, Dr. sc.^[15] Ritter v. Luschan kann unzweifelhaft als der wohl letzte Universalgelehrte gesehen werden – er studierte, forschte, lehrte und publizierte parallel in der Physischen Anthropologie, Ethnografie, einschließlich Folklore und Linguistik und in der Ur- und Frühgeschichte. Doch noch zu seinen Lebzeiten hatte sich das Wissen der verschiedenen Disziplinen im „Forschungsgebiet Mensch“ bald schon so vermehrt, dass eine Kenntnis aller Fachgebiete kaum mehr möglich war. Vorausblickend sah der Kunsthistoriker und Archäologe (Hethitologe in Ankara)^[16] Helmut Theodor Bossert (1889-1961), in v. Luschan „einen Gelehrtentypus, der leider vollständig aussterben wird, sofern er überhaupt noch in einzelnen Exemplaren vorhanden ist. In einer Zeit, wo Spezialisierung Trumpf ist und der einzelne Gelehrte weder sein Gebiet noch die Nachbarwissenschaften übersieht, ist es geradezu notwendig, Leute wie v. L. als Spiegel herauszustellen; ihnen war die universitas literarum kein leeres Schlagwort, sondern Lebensangelegenheit.“

Erst nach den ruhmreichen Berufsjahren in Berlin ist er am Lebensende endgültig nach Millstatt zurückgekehrt. Allerdings war der Schwerkranke noch einmal nach Berlin gereist, um letzte Anordnungen zu treffen. Dort verstarb er am 7. Februar 1924. Sein einbalsamierter Leichnam wurde in der Familiengruft in Millstatt in aller Stille bestattet. „Die Tante war nach seinem Tode rastlos und ständig unterwegs. Sie zog zuerst nach München, dann nach Millstatt, wohin noch viele Freunde und Verehrer kamen. Die Tante verbrachte auch Zeiten bei ihren Neffen in Graz und Innsbruck und häufigen Reisen in die USA“ hatte Frau **Bertram** mir erzählt. Der Neffe **Georg von Susani** habe sich als einziger für die Lebensgeschichte interessiert. Weiters berichtete sie, dass Frau v. Luschan sehr unter der Machtergreifung der Nazis gelitten habe, weil das Hakenkreuz Familieninsignie war. „Doch sie waren keinesfalls Nazis“ - dieses Hauswappen sei von allen Seiten falsch verstanden worden. Deshalb hätten auch alle posthumen Gedenkveranstaltungen, „Feiern und Ehrungen“ wie sie sagte, für den Onkel im Museum heimlich stattfinden müssen.

Hans Virchow wurde von der Anthropologischen Gesellschaft gebeten auf der Sitzung Mitte März 1924 die Gedächtnisrede zu halten. Dabei betont er seinen umfassenden Arbeitswillen und seine Arbeitskraft, sowie sein unglaubliches Gedächtnis. Dazu kam seine unprätentiöse Bereitschaft und Freude, das Wissen mitzuteilen, was ihn zum beliebten Gesellschafter gemacht hatte.

Zur Geschichte eines begehrten Unikates

Das Gästebuch schließt im Dezember 1940 mit einem Kreis von Gästen, die offenbar die letzten Weihnachtsfeiertage mit der Hausherrin verbracht haben. Mit „Auf Wiedersehen“ und „Heil Hitler“ dankt Else Riedinger am Christtag „für die anregenden Stunden“. Nach ihr unterschreibt Dr. Paul Riedinger, Senatspräsident und Präsident des Oberlandesgerichts. Auch Klaus Petersen aus München dankt für die „so anregende Unterhaltung“ und ein weiterer Besucher aus Hamburg, dessen Unterschrift ich nicht entziffern konnte. Der Mediziner (Internist) und Anthropologe Dr. Fritz Kiffner aus Breslau (gest. 1969 auf einer Mittelasienreise in Alma Ata) hatte 1920/21 bei v. Luschan Anthropologie studiert und konnte als cand. med. Mitte Juli 1921 zum ersten Mal bei seinem „hochverehrten Lehrer und Frau Gemahlin in tiefer Dankbarkeit“ einen Urlaub am See genießen. Er war erst wieder 1939 und im August 1940 zum letzten Mal Gast bei der „hochbetagten Dame“ „in herzlicher Dankbarkeit“. Kiffner ist ein Zeuge dafür, wie eindrucksvoll der Hochschullehrer Felix v. Luschan gewesen sein muss. Seine Bewunderung und Verehrung wird in dem Artikel von 1961 deutlich, den er „F.v.L. eine biografische Skizze aus persönlichen Erinnerungen und Äußerungen seiner Zeit“ titulierte.

Schließlich hatte er die Erben um die Überlassung des Gästebuches gebeten „um eine bleibende, immer gegenwärtige Erinnerung an all das zu haben, was mir mein alter Lehrer und seine edle Frau an imponderablen Werten für meine Leben mitgaben“. Mit Recht meinte man es in den Händen des enthusiastischen Schülers gut aufgehoben. Ich weiß nicht, wann er es bekommen hat, aber vielleicht war man auch einfach nur froh, dieses „Corpus delicti“ mit den vielen Hakenkreuzen loszuwerden, ohne es zu vernichten.

Das Gästebuch betreffend hatte mir Frau Trude von Susani im Juli 1986 allerdings bedauernd geschrieben: „Am meisten leid tut es mir um das Gästebuch, aus dem man bestimmt viel ansehen konnte. Vielleicht gelingt es Ihnen, es der Frau Kiffner zu entreißen, uns gelang es nicht.“ Ich war mit Dr. Ulrich Creutz, dem damaligen Kustos der Anthropologischen Rudolf-Virchow-Sammlung im Berliner Medizinhistorischen Museum in Kontakt getreten und hatte von ihm das Gästebuch am 12. Okt. 1993 als Dauerleihgabe bekommen, damit es an der Wirkungsstätte von Felix v. Luschan erhalten bliebe.

Seit ich das Gästebuch in Händen habe, hege ich den Traum, es in angemessener Form zu veröffentlichen. Voraussetzung war natürlich zunächst Familienangehörige und Gäste zu trennen und das Beziehungsgeflecht der Gäste zu entwirren. Zur Identifikation der Familienmitglieder und dem Beziehungsgeflecht der angeheirateten Ehegesponsen in der jeweiligen Eltern- und Kindergeneration, die sich in Millstatt trafen, hat Herr Prof. Bühler schon über viele Jahre Enormes geleistet und eindrucksvolle Stammbäume gezeichnet, wie ich an dem kleinen Beispiel zeigen kann, das Sie in Händen halten. Den kleinen Stammbaum hat mir Herr Erich W. Luschan geschickt. Zur Lebensgeschichte der anderen Gäste, über die wir in diesem Rahmen nicht mehr sprechen konnten, habe ich in Gelehrtenlexika, diversen wissenschaftlichen Zeitschriften und Forschungsberichten mit Hilfe wohlmeinender Kollegen über die Jahre Vieles zusammengetragen. Auch durch Prof. Dr. Szemethy, der mir schon 1997 durch das Österr. Biograph. Lexikon und die „Archäologenbildnisse“ (1988) einige Gäste vorgestellt hat, ist die Gästebiographie angewachsen. Heute wird diese Arbeit durch das Internet wesentlich erleichtert. Doch erst in den kommenden Jahren werde ich kontinuierlich daran arbeiten können und dann hoffentlich auch ausreichend Sponsoren für diesen Blick in die Vergangenheit interessieren können.

Bibliographie

Hochstetter, Ferdinand v.

1884 *Über mexikanische Reliquien aus der Zeit Montezumas in der k. k. Ambraser Sammlung*. Gerold, Wien

Kiffner, Fritz

1958 *Die Bibliographie Felix von Luschan, zusammengestellt von Fritz Kiffner*; Zeitschrift für Ethnologie, 83, 2:283-295

1961 *Felix von Luschan, eine biographische Skizze aus persönlichen Erinnerungen und Äußerungen seiner Zeit*. Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, mathematisch-naturwiss. Reihe Jg X, 2: 231-239)

Knoll, Lieselotte

2004 *Felix von Luschan: Ergänzungen und Beiträge zu biographischen Daten eines Pioniers der Ethnologie*. Diplomarbeit zur Erlangung des Magistergrades, Universität Wien

Kugy, Julius

1952 *Aus dem Leben eines Bergsteigers*. 6. Aufl. Bergverlag Rothe, München
Luschan, Felix von

1907 Sammlung Baessler, Schädel von den Polynesischen Inseln. Gesammelt und nach Fundorten beschrieben von Arthur Baessler†. *Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum f. Völkerkunde*, XII, Verlag Georg Reimer, Berlin

Lullies, R. & Schiering, W. (Hg)

1988 *Archäologenbildnisse. Porträts und Kurzbiografien von Klassischen Archäologen deutscher Sprache*.

Maierbrugger, Matthias

1964 *Die Geschichte von Millstatt*. Marktgemeinde Millstatt (Hg). Verlag Ferd. Kleinmayr, Klagenfurt

Rabl, Marie

1907 Rudolf Virchow - Briefe an seine Eltern 1839 bis 1864. Leipzig: Verl. Wilhelm Engelmann, 2. Aufl. (2. Tsd.), 244 S

Schlaginhaufen, Otto

1924 *Felix von Luschan*†. Neue Züricher Zeitung vom 15.2.24.

Stelzig, Christine

2005 *Felix von Luschan. Ein kunstsinniger Manager am Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin*. In: Ulrich van der Heyden & Joachim Zeller (Hg): „...Macht und Anteil an der Weltherrschaft“ Berlin und der deutsche Kolonialismus. Unrast-Verlag, Münster

Westphal-Hellbusch, Sigrid

1969 *Hundert Jahre Ethnologie in Berlin, unter Berücksichtigung ihrer Entwicklung an der Universität*. In: Pohl, Hermann & Mahr, Gustav: *Hundert Jahre Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte*. I-III. Teil 1: Fachhistor. Beiträge. Berlin: 157-183

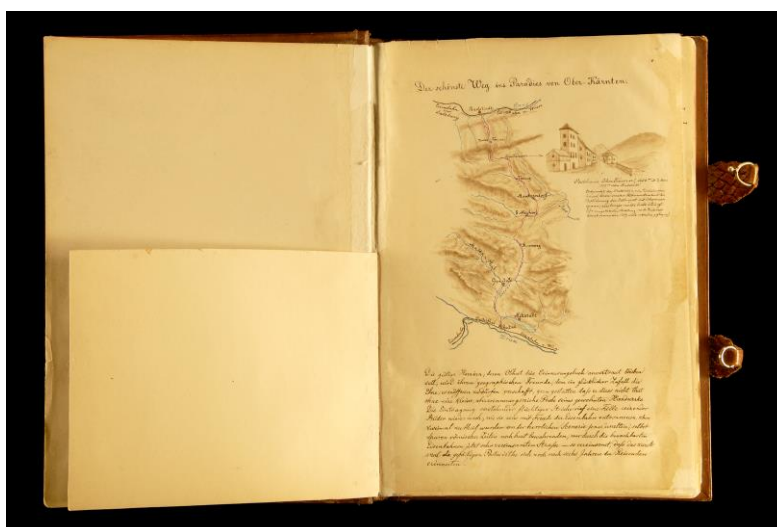
1973 *Zur Geschichte des Museums*. In: *Hundert Jahre Museum für Völkerkunde Berlin*. Baessler-Archiv 21:1-99

Virchow, Hans

1924 *Gedächtnisrede auf Felix v. Luschan*. Zeitschrift für Ethnologie 56: 112-117



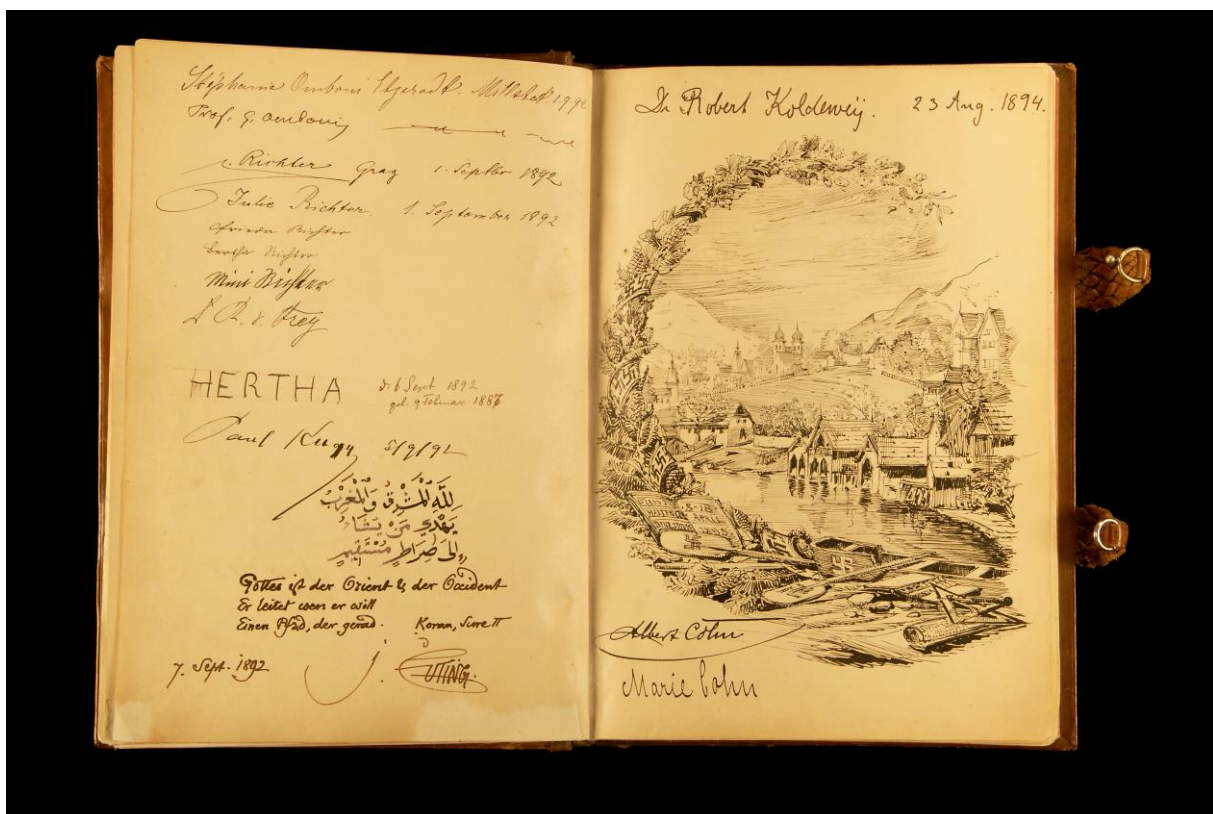
1. Das ist der Eingang zur Villa am See, liebevoll umrahmt mit Pflanzengirlanden und der Swastika inmitten. Der obere Teil des Blattes wurde herausgeschnitten und der Grund dafür ist nur zu vermuten. Vielleicht steht er im Zusammenhang mit dem Symbol der **Swastika**, das Sonnenrad, das sich die v. Luschan zum Familienwappen erkoren hatten. In Persien, Kleinasien und Griechenland wurde die Swastika als Symbol der axis mundi (lat. "Weltachse") auf Münzen geprägt. Es ist eines der ältesten und am weitesten verbreiteten Symbole, das in nahezu allen Kulturkreisen anzutreffen ist. So kommt es z. B. in der keltischen Kunst vor und ebenso auf mesopotamischer Keramik als abstraktes Ornament. Es symbolisiert perfekt die kosmopolitische Ausrichtung des Familienclans Hochstetter-Hocheder-Luschan. Zudem bedeutet es im Sanskrit „Glücksbringer“ und ist somit das ideale Signet für hochgesteckte Lebensziele und unbeschwerte Urlaubstage in der anregenden Gesellschaft kultivierter Freunde aus mehreren Kontinenten. Der Nationalsozialismus übernahm ein auf der Spitze stehendes, nach rechts gewinkeltes Hakenkreuz und machte es 1920 zum Parteizeichen der NSDAP und 1935 zum zentralen Bestandteil der Flagge des Deutschen Reiches. Das wirkte sich für die Familie sehr verhängnisvoll aus, wie mir Frau Trude von Susani in Millstatt erzählte. Ignoranten hätten die Familie nach dem Zusammenbruch den Nazis zugeordnet und Familienbesitz beschädigt, wo immer es ging. So hätte man sogar die Steine der Grundstücksmarkierung mit dem Familiensymbol herausgerissen oder zerkratzt.



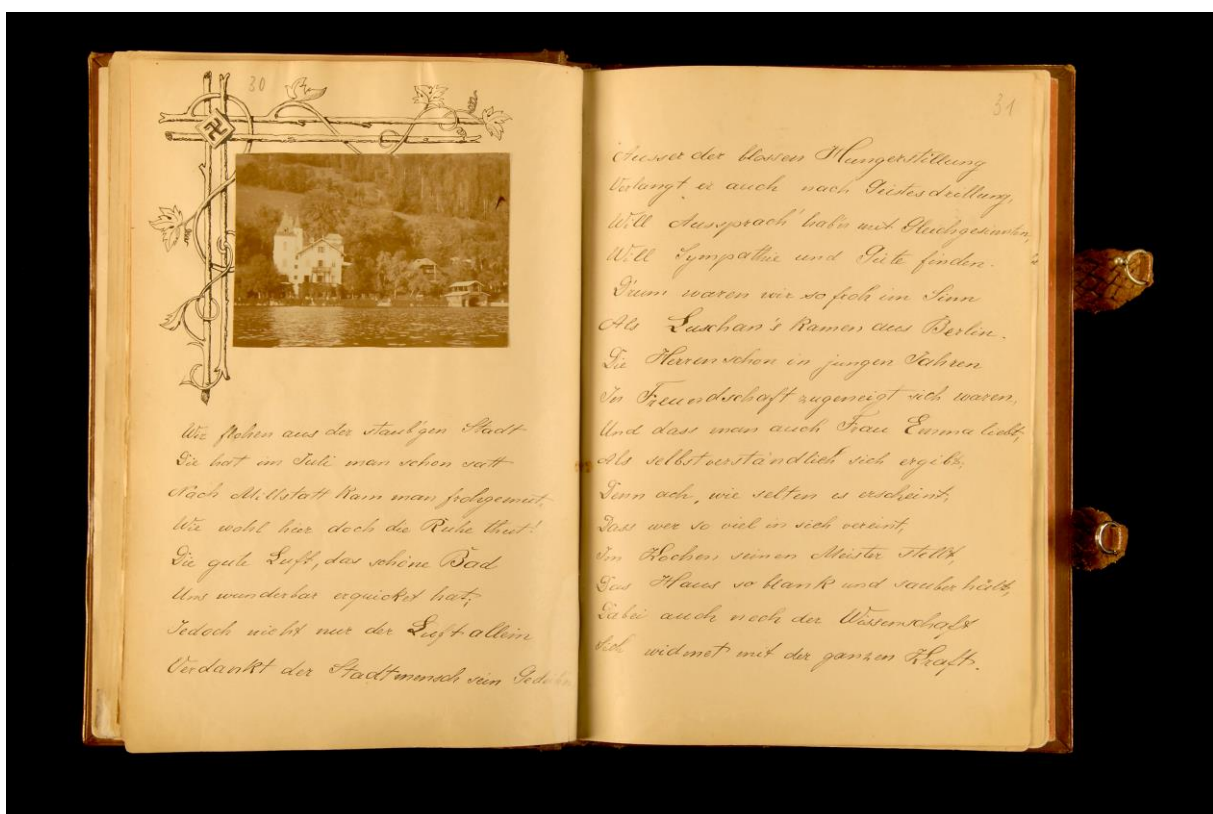
2. „Der schönste Weg ins Paradies“ von Heinrich Kiepert gezeichnet.



3. Buchdeckel



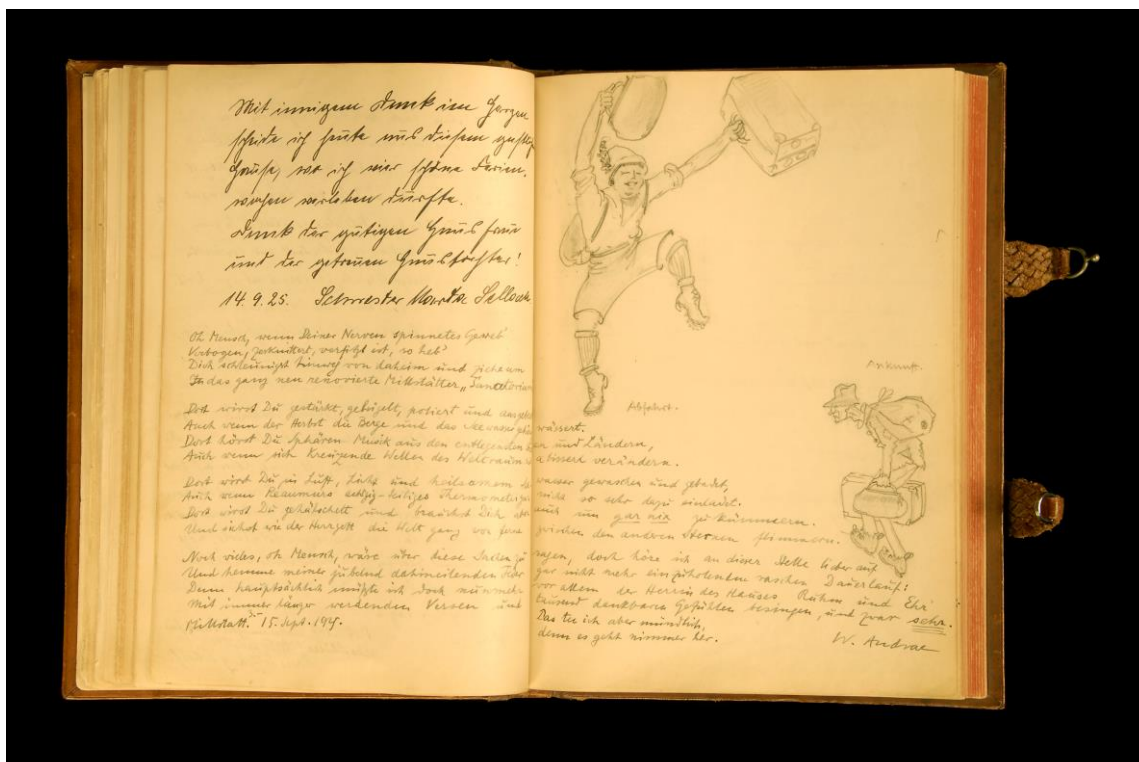
4. Zeichnung von Dr. Koldewey. Landschaft mit See, Swastika am Boot!



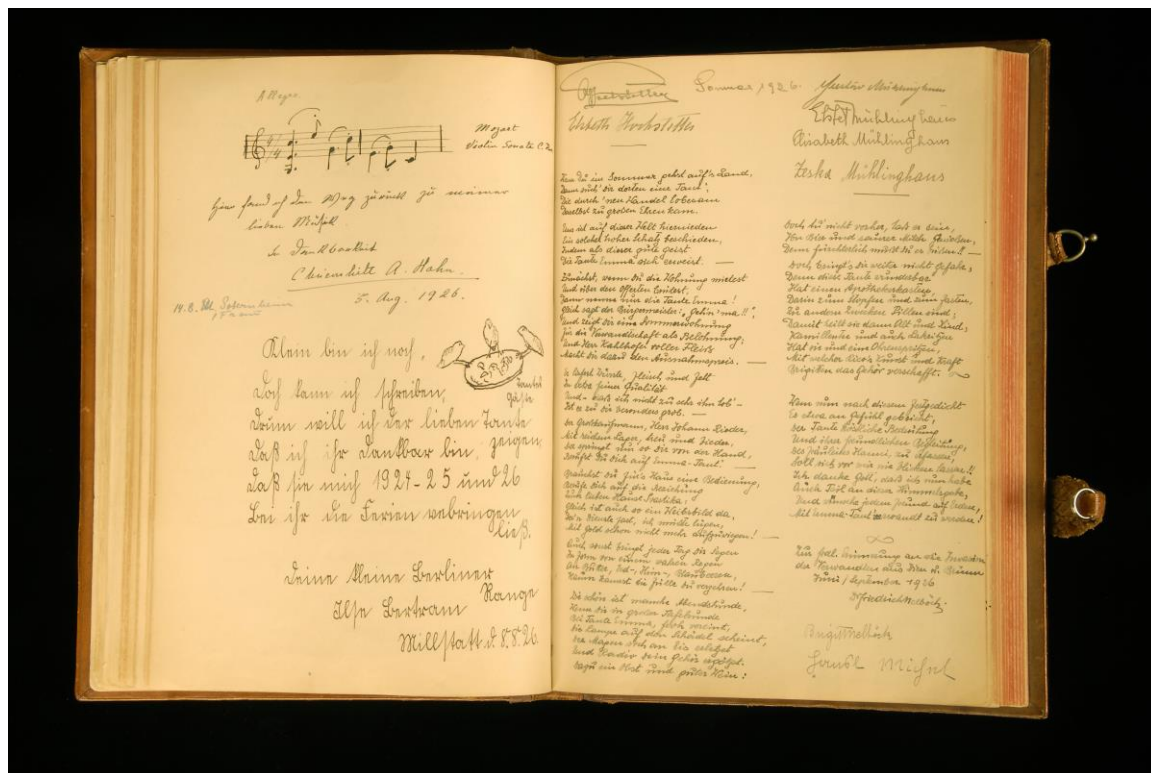
5. Foto von der Villa und langes Gedicht von Frau Minna Drexler 13. 9.1903



10. Dieses Foto soll von 1912 stammen. Es zeigt wohl ein Weihnachtsfest bei der Familie Virchow, bei dem das Ehepaar v. Luschan eingeladen war



11. Walter Andrae zeichnet 1925 wie stärkend so ein Besuch ist.



12. Die Berliner Range zeichnet Tantes Gäste! (Vögel sitzen am Rande einer Wasserschale.



13. Foto von einem Stelldichein auf dem Balkon auf der Seeseite sitzen 1932: rechts im Bild Emma v. L., daneben „die Kriegstochter“ Ilse Bertram, im Zentrum lächelt Trude v. Susani-Etzerodt, ganz links blättert ihr Gatte Georg v. Susani-Etzerodt vermutlich in einem Fotoalbum.

[1] Kiffner 1961: 237 u. pers. Mitteilung von Frau Bertram

^[2] Ihr Vater John Bengough (1808-1888) war Engländer, Direktor der Imperial Continental Gas Association, und hatte in Wien das Gaslicht eingeführt (Information von Prof. Dr. Bühler)

^[3] Alle Angaben zur umfangreichen Familie und den namhaften Freundeskreis stellte mir Herr Prof. Dr. Hanns-Hermann Bühler zur Verfügung, der im Laufe seines Lebens, die umfangreiche Familiengeschichte der Vorfahren seiner Gattin, die über den mütterlichen Zweig mit Felix v. Luschan sehr entfernt, aber verschiedentlich, verwandt ist.

^[4] Mit Wirkung vom 1. Januar 2000 wurde das Museum in Ethnologisches Museum umbenannt.

^[5] Kommagene ist eine antike Landschaft im Südosten Kleinasiens, am Euphrat gelegen.

^[6] V. Luschan 1907: 24

^[7] Obwohl Kugy - wie er in seinem Buch *Aus dem Leben eines Bergsteigers* selbst schreibt - der slowenischen Sprache nicht mächtig war, wird ihm nachgesagt, dreisprachig gelebt zu haben, weshalb er in neuerer Zeit als Leitfigur für den Alpen-Adria-Gedanken, die Dreiländer-Olympiabewerbung „senza-confini“ (WM 2017), Schulmodelle wie die Kugy-Klasse am „Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium für Slowenen“ in Klagenfurt und zuletzt für den „Julius-Kugy-Preis“ der Gemeinschaft der Kärntner Slowenen herangezogen wurde.

^[8] Gemeint ist Emmas Mutter Georgiana und Emmas jüngere Geschwister, denn Ferdinand v. Hochstetter und Georgiana Eliza, geb. Bengough hatten sieben überlebende Kinder.

^[9] Virchow, Hans 1924: 114

^[10] Westphal-Hellbusch 1969: 165

^[11] Schlaginhaufen 1924: 1f

^[12] Er wurde 1900 in den bayerischen Personaladel erhoben und durfte sich seither Gabriel Cornelius Ritter von Max nennen.

^[13] Kiffner 1961: 237

^[14] 1917 gelang es der Stadt Mannheim, die Sammlung komplett anzukaufen. Max' ethnographische und archäologische Sammlungen befinden sich heute im Besitz der Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim.

^[15] Dr.scientiarum betrifft die „exakten Wissenschaften“ (z. B. Biologie, Physik etc.), also alles was nicht den „Geisteswissenschaften“ wurde. Dr. litt. = literarum ist in vielen Ländern das Gegenstück zum Dr. phil. - in Frankreich: Dr. phil. et litt. = Dr. en philosophie et Lettres, was etwa einer Habilitation gleich kommt.

^[16] Einer der ganz wenigen Spezialisten der Hethitologie (Kultur/Keilschrift des altanatolischen Volkes der Hethiter), ein Teil der Altorientalistik. Erste Funde 1834, Grabungskampagnen 1906-1912.